B. L. franc. pag. 339

~~Op. 4841²~~

Epist. 122

Briefwechsel
zwischen
Sr. Königl. Hoheit,
dem
Prinzen Gustav
von Schweden,
und
Sr. Excellence, dem Herrn Reichsrath
Grafen von Scheffer.

Greifswald
gedruckt und verlegt von A. F. Röse
1772.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An

Se. Königl. Majestät

den

König

von Schweden.

Allergnädigster König und Herr!

Ich habe es gewaget, Ew. Kö=
nigl. Majestät Briefwechsel mit
dem Herrn Grafen Scheffer ins

 Deut=

Deutsche zu übersetzen, um die Deutschen von der Rechtmäßigkeit des Enthusiasmus zu überzeugen, den Ew. Königl. Majestät in die Herzen aller Ihrer Unterthanen gegossen haben; um sie zu überzeugen, daß wir mit Recht den glücklichsten Zeiten unter Ew.

Königl.

Königl. Majestät Regierung ent-
gegen sehen.

Wenn Ew. Königl. Maje-
stät mein Unterfangen aus die-
sem Gesichtspunkte anzusehen ge-
ruhen wollen, so hoffe ich unter-
thänigst, Ew. Königl. Majestät
werden es allergnädigst verzeihen,

daß ich mich an Ihre eigene Arbeit, an ein Monument gewaget habe, worauf Ihre Unterthanen stolz sind.

Mit unterthänigster Ehrfurcht ersterbe ich

Ew. Königl. Majestät

allerunterthänigster Knecht
und Unterthan
Thomas Heinrich Gadebusch.

Nachricht.

Die in dieser Sammlung enthaltenen Briefe sind nicht in der Absicht geschrieben, um erhalten, noch vielweniger öffentlich herausgegeben zu werden. Sie sind blos verfasset, um Se. Königl. Hoheit in der französischen Sprache zu üben; man hat sie

sehr in der Eile aufgesetzet und nur um Sr. Königl. Hoheit Anleitung zu geben, darauf zu antworten. Man hat auch im Anfange dieses Briefwechsels jeden Brief verworfen oder verbrannt, sobald die Antwort darauf gemacht war; und daher ist eine grosse Anzahl davon nicht wieder zu finden gewesen, als man nachher sich vornahm sie wieder zusammen zu bringen, um eine Sammlung davon zu machen. Man hat geglaubt, diese Nachricht denjenigen, welche sie einmal zu sehen bekommen werden, schuldig zu seyn, damit sie dasjenige, was daran fehlet, sowol von Seiten

des

des Stils als der Sachen selbst, welche darin abgehandelt sind, verzeihen mögen.

Die Briefe Sr. Königl. Hoheit sind hier so geliefert, als der Prinz sie dictiret hat, ohne die geringste Veränderung noch Verbesserung; man wird deswegen von Zeit zu Zeit einige geringe Sprachfehler darin bemerken, worüber man sich ohne Zweifel weniger verwundern wird, als darüber, daß deren so wenige da sind.

Da es jemand übrigens befremden könnte, in den an Sr. Königl. Hoheit gerichteten Briefen nicht die Titel

zu finden, welche Ihnen zukommen, so muß man berichten, daß diese Auslassung mit Vorsatz geschehen ist. Man hat diesen Prinzen an den vertraulichen Stil gewöhnen wollen. Man hat geglaubt, daß die Seinem Range gebührende Wendung von Seinen Secretairs studiret werden müste, und daß Er Selbst keine andere Briefe zu schreiben hätte, als worin der Rang sich vergißt.

Vor-

Vorbericht
des Herausgebers.

Die Briefe, welche man dem Publico jetzt vorleget, sind nur ein kleiner Theil derer, die diese Sammlung hätte enthalten können. Man weis, daß dieser Briefwechsel im Jahr 1756 angefangen worden, da er aber nicht bestimmt war, jemalen bekannt gemacht zu werden, so wurden die Briefe, wie sie geschrieben worden, weggeleget und zerstreuet. Nachher, und da der Gouverneur bemerkte, wie sein Königlicher Lehrling anfieng, sein Genie und den Karakter seiner Seele immer mehr und mehr zu entwickeln, glaubte er, daß diese Briefe dazu dienen könnten, die Stände des Reichs, denen er, zufolge der Grundgesetze, von der Erziehung des Prinzen Rechenschaft zu geben schuldig war, von beiden zu überzeugen. In dieser Absicht sammlete er gegen den Reichstag des Jahres 1760 diejenigen Briefe, welche er noch auffinden konnte, und legte sie dem

Ge-

Geheimen Ausschusse der Stände vor. Man weis auch zuverläßig, daß Se. Excellenz der Reichsrath Graf Scheffer, bey Uebergebung dieser Sammlung, eben dieselbe, die man jetzo dem Publico vorleget, auf das angelegentlichste gebeten, zu bemerken, daß die Briefe des Prinzen durchaus so geblieben wären, wie sie geschrieben worden, ohne die geringste Verbesserung oder Veränderung. Dieser Umstand giebt der Sammlung einen so grossen Werth, daß der Herausgeber sich entschlossen hat, sie ins Schwedische zu übersetzen, damit seine Mitbürger erfahren möchten, wie zeitig die Grundsätze und Denkungsart, die sie jetzo in ihrem Könige bewundern, in seiner Seele hervorgekeimet sind, und wie zuverläßig sie auf die reife Tugend bauen können, welche sich bereits in einem so zarten Alter gezeiget hat.

Der Herausgeber gestehet öffentlich, daß er diese Ausgabe veranstaltet, ohne dazu Erlaubniß zu haben. Er wußte, daß Se. Excellenz der Herr Graf Scheffer, nicht in

die Bekanntmachung dieser Briefe willigen wollen, als er darum im Jahr 1760 gebeten worden, weil er, nach seiner Aeusserung, die seinigen sehr in der Eile entworfen, und da er keine andere Absicht bey ihrer Abfassung gehabt habe, als Se. Königl. Hoheit zu den Antworten Anlaß zu geben, nicht die Mühe daran gewandt hätte, die erfordert worden, wenn er sie dem Urtheile des Publici hätte unterwerfen wollen. Man ehret diese Gründe, sie beweisen die Achtung, die der Herr Graf Scheffer für die Einsichten eines solchen Richters heget. Man glaubte aber nicht, daß man diesen Gründen weiter nachgeben dürfte, da sie dem größten Theil der Nation des Vergnügens würden beraubet haben, die ersten Jahre eines Königes, den sie anbetet, zu kennen, und in diesen ersten Schritten den sichern und festen Gang zu finden, womit Er jetzo auf der Laufbahn der grossen Pflichten fortgehet, die Ihm zu erfüllen obliegen.

Vielleicht

Vielleicht wird man fragen, was für Gewehrleistung der Herausgeber für die Aechtheit dieser Briefe geben könne? Die blosse Erzehlung, wie sie in seine Hände gefallen, würde hinlänglich seyn, alle Sicherheit hierüber zu leisten. Allein sie würde zu lang werden, und er will es lieber auf den Ausgang ankommen lassen. Sollten diese Briefe falsch seyn, so würde solches bald aufgedecket werden, und der Herausgeber, anstatt sich um das Publicum verdient zu machen, wie er hoffet, der Schande blosgestellet seyn.

Vielleicht wird der König einmal seine Augen auf dies Werk seiner Jugend werfen. Er wird sich der Verbindungen erinnern, welche Er mit seinen Völkern eingegangen ist, diese werden sich darauf berufen, und Er wird es nie vergessen, daß Tugend und Menschenliebe die Vorzüge sind, welche Ihm zuerst unsere Ehrfurcht erworben haben.

Georg Giådda.

Den

Den 15 März 1759.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Alle die Freundschaftsbezeugungen, Gnädiger Herr, die Sie mir seit einiger Zeit gegeben haben, rühren mich nicht wenig. Ihre Leichtsinnigkeit, worüber ich mich so oft beklaget habe, macht mich nicht mehr für Sie Selbst und für Ihre Freunde zitternd, seit-

 dem

dem ich gesehen habe, daß Sie vermögend sind, mit so viel Zusammenhang an mich zu schreiben, auch sogar ohne eine Antwort von mir erhalten zu haben. Ich könnte zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich habe versuchen wollen, wie viel Sie mir aufopfern würden; allein ich bin aufrichtiger, und ich will Ihnen offenherzig gestehen, daß Belustigungen, Bälle und Zerstreuungen, worin ich gelebet, mich verhindert haben Ihnen eher zu antworten. Jetzo, da die ernsthafteren Beschäftigungen der Fasten auf die Vergnügungen des Carnevals gefolget sind, werde ich fleißiger seyn, und dafür dürfen Sie mir keinen Dank wissen. Ich opfere Ihnen nichts auf, wenn ich Ihnen alle die Zeit weihe, die Sie von mir fodern können. Ich erwiedere Ihnen heute die wichtigen Nachrichten, die Sie mir mitgetheilet haben, sehr schlecht, denn ich habe gar keine Ihnen zu sagen. Mich dünkt, der König von Spanien stirbt sehr langsam; der König von Portugall ist noch glücklich davon gekommen. Unsere Zeiten sind sehr böse, aber ich fühle doch, daß ich sehr verlegen seyn würde, wenn ich unter den

verflossenen Jahrhunderten wählen sollte. Das gegenwärtige Uebel rühret immer am stärksten.

Leben Sie wohl, Gnädiger Herr.

Den 18 März 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie beschuldigen mich der Leichtsinnigkeit, mein Herr. Wenn diese Beschuldigung einen von uns beyden treffen muß, so würden Sie es seyn. Ich habe fast ununterbrochen den ganzen Winter an Sie geschrieben. Beynahe in allen meinen Briefen habe ich mich über Ihre Nachläßigkeit beschweret, und dies ist das erste mal, daß ich eine Antwort von Ihnen erhalte. Unter diesen Umständen können Sie mich nicht der Leichtsinnigkeit beschuldigen. Sie gestehen selbst, daß die Vergnü-

gungen dieses Winters Sie daran gehindert haben; ich weis nicht, ob man dies nicht Leichtsinnigkeit nennen könnte. Wir wollen nicht weiter davon reden; Sie versprechen mir künftig sorgfältiger zu seyn. Sie klagen über Armuth an Neuigkeiten, und Sie haben Recht. Ihnen stirbt der König von Spanien zu langsam, und ich finde das Gegentheil. Wollen Sie denn, daß wir beständig schwarz gekleidet seyn sollen? Glauben Sie, daß wir es nicht lange genug gewesen sind? Seit zwey Jahren ist eine Trauer auf die andere gefolget, und jetzt, da wir Hofnung haben, sie geendiget zu sehen, wollen Sie, daß der König von Spanien sterbe. Ich bedanke mich, für diesmal kann es genug seyn, wir haben schon zu lange getrauret. Ich bin.

Den 25 März 1759.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Nothwendig, Gnädiger Herr, muß die Farbe Ihrer Kleider eine wichtige Sache für Sie seyn, denn dies ist das viertemal, daß Sie Ihren Verdruß darüber äussern, schwarz gekleidet zu seyn. Bey der Freundschaft, die unter uns obwaltet, muß ich Ihnen sagen, daß man dergleichen im guten Französischen einen Erzpetitmaitre nennet.

Um Ihnen, wo möglich, diesen Karakter verächtlich zu machen, habe ich die Ehre Ihnen zu versichern, daß er Sie in den Augen der Mannspersonen herunter setzet, und daß Sie dem Frauerzimmern dabey weit weniger gefallen werden Dieses Geschlecht, das man der Tändeley beschuldiget, urtheilet über

das unsrige mit der größten Richtigkeit; es verlangt, daß auch unser Verstand männlich und gründlich seyn soll, und nichts ist weniger männlich, als wenn man sich mit seinem Putze gar zu sehr beschäftiget. Doch bitte ich Sie, diesen Geschmack am Putze, welchen ich verwerfe, nicht mit der Reinlichkeit und Aufmerksamkeit auf Ihre Kleidung, die ich Ihnen höchstens empfehlen muß, zu verwechseln. Sie haben sonst eine Logik, und eine gute Logik inne, aber hierinnen haben Sie Sich sehr verirret. Sie wollen prächtig seyn, und Sie bekümmern sich nicht darum, reinlich zu seyn. Glauben Sie mir, Gnädiger Herr, dies ist sehr falsch geschlossen, und Sie werden sehr zu bedauren seyn, wenn man Ihre Kleidungen bewundert, aber Ihre Person minder gefällt. Leben Sie wohl, Gnädiger Herr, ich bin ewig.

Den

Den 30 März 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Ich habe Ihnen, mein Herr, viele Neuigkeiten zu erzählen. Der König von Spanien liegt in den letzten Zügen. Seine Krankheit kommt von dem Schmerze, welchen der Tod der Königinn ihm verursachet hat. Er hat befohlen, daß die verwittwete Königinn die Regierung des Reichs nach seinem Tode übernehmen soll. Diese Prinzeßinn muß darüber sehr vergnügt seyn, da sie es nicht erwarten durfte, und das Betragen des Königs in Ansehung ihrer muß sie zufrieden stellen. Es ist wahr, ihre Regierung wird von kurzer Dauer seyn, aber sie kann sie misbrauchen, und wer weiß, ob sie sich ihrer Macht so leicht begeben wird, als sie solche erlanget hat. Alles, was sie für den König von Neapel ge-

gethan hat, geschahe vielleicht nur, um ihrem Ehrgeize eine Farbe zu geben, und dem Könige von Spanien desto leichter zu schaden. Es ist sonderbar und belustigend, die Verschiedenheit der Karaktere zu betrachten; Lassen Sie uns die jeztlebenden untersuchen. Auf der einen Seite sehe ich einen jungen König von Spanien am Rande des Grabes aus Betrübniß über den Verlust seiner Gemahlinn; auf der andern den König Stanislaus, welcher die größten Widerwärtigkeiten und die größten Unglücksfälle, die der Mensch leiden kann, erfahren hat, und doch findet sich in seinem Gesichte nicht die geringste Spur einer Schwermuth. Welcher Widerspruch! die Menschen sind sonderbar beschaffen. Ich bin

---

Den

Den 12 April 1759.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Ich bin Ihnen, Gnädiger Herr, für die Neuigkeiten, die Sie mir letzlich mittheilen wollen, höchstens verbunden. Ich gestehe, daß dieser Angriff auf die Person des getreuen Ministers des Königs von Portugall eine Beharrlichkeit in dem Geiste des Aufruhrs verräth, die selbst den König für sein Leben noch zitternd machen muß, welches schon ein mal auf eine wunderbare Art gerettet worden.

Wir wollen hoffen, daß der gütige Gott noch ferner über ihn wachen werde, und wir wollen es um so viel mehr hoffen, da es scheinet, als wenn dieser Fürst nichts als Liebe und Dankbarkeit von denen verdienet habe, die jetzo auf seinen Tod so erpicht sind. Aber,

Gnädiger Herr, machen Sie bey dieser sonderbaren Lage des Königs von Portugall nicht einige Betrachtungen, die für die Menschlichkeit von allgemeinen Nutzen sind? Ich gestehe, daß mir mehr als eine beygefallen ist, allein ich glaube, daß ich sie Ihnen nicht anvertrauen darf, bis Ihr Befehl mich dazu berechtiget. Bis dahin habe ich die Ehre Ihnen jetzo zu sagen, daß unser gemeinschaftlicher Freund seine Rechtssache verlohren hat, von der, wie Sie wissen, sein ganzes Glück abhieng; er ist ruiniret, er beklaget sich nicht; Ist dieses Unempfindlichkeit? Ist es Stärke des Geistes und der Vernunft? Was denken Sie davon? Sein Karakter läßt mich im Zweifel. Ich bin ganz der Ihrige, Gnädiger Herr, aber darf ich Ihnen dieses noch sagen?

Den

Den 13 April 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihren letzten Brief. Sie bedauren den König von Portugall mit Recht, daß er sehen muß, wie sehr sein Volk darnach trachtet ihm das Leben zu nehmen, ohne demselben Ursache gegeben zu haben, ihn zu hassen. Sie haben Recht, er ist zu bedauren. Aber Heinrich IV. war noch unglücklicher; als Wolthäter und Vater seiner Unterthanen, wurde er zur Belohnung seiner väterlichen Vorsorge von ihnen gehasset; er hatte nicht den Trost bedauret zu werden; Fast ganz Europa war gegen ihn vereiniget und wünschete seinen Untergang. Der König von Portugall verdienet nicht den Haß seiner Unterthanen, aber er hat auch nichts gethan, wodurch er ihre Liebe verdienet hätte. Dem-

unge-

ungeachtet ist er glücklich, daß er einen wahren Freund hat, und daß er ihn hat erhalten können. Dies ist ein kostbarer Schatz, den alle Menschen besonders aber Fürsten nur selten finden. Hier haben Sie, mein Herr, meine beträchtlichsten Gedanken über diese Begebenheit. Vergeben Sie, mein Herr, daß ich auf den übrigen Theil Ihres Briefes diesmahl nicht antworte. Mein Abendessen, das auf mich wartet, erlaubet mir nicht das übrige hinzu zu setzen, mit der nächsten Post werde ich darauf antworten. Ich bin.

Den 14 April 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Ungerne, Gnädiger Herr, wollte ich Ihre Mahlzeiten stöhren. Ich weiß, daß Sie mit dem Appetit, der in Ihren Jahren gewöhn-

lich

lich und stark ist, einen feinen Geschmack verbinden, welcher in diesem Alter nicht so gewöhnlich und so glücklich ist. Dem sey wie ihm wolle, ich muß wohl mit Ihrer Entschuldigung zufrieden seyn, und ich hoffe die Antwort, die Sie mir schuldig geblieben, dem ungeachtet noch zu erhalten.

Sie machen über die gegenwärtige Lage des Königs von Portugall eine Anmerkung, welche in gewisser Rücksicht sehr richtig ist. Ohne Zweifel ist es nicht genug, daß Könige nicht etwas thun, wodurch sie die Herzen ihrer Unterthanen von sich abwendig machen; Sie müssen vielmehr alles thun, um die Herzen zu fesseln und sich eigen zu machen. Aber wir wollen uns hüten, den König von Portugall aus diesem Gesichtspunkte zu beurtheilen. Sie und ich, wir kennen die Geschichte seiner Regierung nicht genug, und wir laufen Gefahr eine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn wir nach so unzulänglicher Kenntniß über ihn das Urtheil sprechen wollen. Wer weiß, ob dieser Fürst nicht gute Ordnung und Gerechtigkeit in seinen Staaten erhalten hat?

Ob er nicht gegen alle gnädig und leutseelig gewesen ist? Ob er nicht mit Freuden allemal belohnet hat, wenn er gekonnt, und mit Widerwillen gestrafet hat, wenn er gemußt? Endlich, ob er nicht väterliche Gesinnungen für alle seine Unterthanen heget? Alle diese Tugenden sind nicht von der Art, welche viel Aufsehen in Europa machen, es sind aber nichts destoweniger Tugenden, welche die Völker glücklich machen, wenn ihre Beherrscher sie besitzen.

Leben Sie wohl, Gnädiger Herr, ich muß endigen, weil ich weiß, daß Sie die langen Briefe nicht lieben, aber ich kann nicht schliessen, ohne Ihnen davor zu danken, daß Sie einen wahren und redlichen Freund so hoch schätzen. Seyn Sie versichert, wenn man den Werth dieses Schatzes erst kennet, so ist man nahe dabey ihn zu finden. Die Attraction, welche der Grund unsers Weltsystems ist, äussert vielleicht eine grössere Kraft in den Herzen der Menschen, als in der ganzen übrigen Natur.

Den 15 April 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Diesen Augenblick erhalte ich Ihren Brief. Sie werfen mir mit Recht vor, daß ich zu unüberlegt geglaubet habe, der König von Portugall hätte nichts gethan, die Liebe seiner Unterthanen sich zu erwerben. Es ist wahr, man muß Niemand anklagen, wo man nicht zureichend überzeuget ist, daß es mit Grund geschehe. Wenn ich überdem die besonderen Umstände bey dem vorgehabten Morde des Königs von Portugall mit Aufmerksamkeit untersuche, so finde ich, daß der größte Theil der Verschwornen mehr durch eine uneingeschränkte Ehrsucht, als durch persönlichen Haß zu dieser schändlichen Handlung verleitet worden. Leben Sie wol, mein

Herr,

Herr, ich will meinen Brief nicht länger machen, da die Post in dieser Woche öfterer gehet, als sonst. Ich bin.

Den 16 April 1759.

Se. Königl. Hoheit.

an

den Herrn Grafen Scheffer.

Ich habe Ihnen in meinem Briefe vom 13. versprochen, auf den letzten Theil Ihres Briefes zu antworten. Sie geben mir darin eine sehr traurige Nachricht, wenn Sie mir melden, mein Herr, daß unser gemeinschaftlicher Freund seine Rechtssache verlohren habe, und Sie verlangen meine Meynung über sein ruhiges Betragen. Es ist schwer hierüber zu urtheilen. Ist es unempfindlichkeit, so ist er glücklich, daß er sein Unglück nicht fühlet. Ueberwindet er es aber durch die Stärcke seines Geistes, so muß man ihn bewun-

bewundern und loben. In diesem Fall kann man sagen, daß er nicht alle seine Reichthümer verlohren, weil ihm ein Geist übrig geblieben, welcher ihm die größten Abwechselungen fast heldenmüthig ertragen lässet. Sie haben mir versprochen, Ihre Gedanken über diese Sache mitzutheilen. Ich bitte Sie inständigst darum. Ich bin.

Den 17 April 1759.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Sie haben völlig Recht, Gnädiger Herr, unsern Freund glücklich zu schätzen, welcher sein Unglück so geduldig erträget Aber ich sehe wohl, daß Sie mir Ihre Gedanken über den Grund seiner Gelassenheit nicht sagen wollen. Ich will also meine Meynung hierüber waget, jedoch ohne sie Ihnen aufzudrin-

gen, wann sie Ihnen nicht richtig scheinen sollte. Ich habe bemerket, daß der Herr —, ohne jemalen Reichthümer groß geachtet zu haben, sich allemal als ein Mann betragen habe, welcher der Abhänglichkeit von andern in Rücksicht seines Unterhalts sich gerne entbürden will. Er ist durch rechtmäßige Mittel zu einem ansehnlichen Vermögen gelanget; Er hat seinen Wohlstand als ein Mann genutzet, der den Werth desselben kennet. Unter diesen Umständen kann ich mir schwerlich vorstellen, daß er jetzt aus Unempfindlichkeit sein Unglück so ruhig ansehen sollte. Auf der andern Seite habe ich bey verschiedenen Vorfällen Gelegenheit gefunden, mich zu überzeugen, daß unser Freund sein wahres Glück in Dinge setzet, die alle Schätze der Welt nicht verschaffen können: in der Achtung derer Personen, welche er hoch schätzet; in der Ruhe des Gewissens; und in der Zärtlichkeit für die, welche er liebet.

Diese beyde Anmerkungen geben mir, wie mich dünkt, das Recht zu folgern, daß unser Freund bey dem Verluste seines Vermögens

es lebhaft empfunden, daß er seine Glückseligkeit nicht mit verlohren habe. Ohne Zweifel hat er Augenblicke gehabt, in denen es ihm schmerzete, daß er sich in die Nothwendigkeit gesetzet sahe, wiederum zu dienen, um seinen Unterhalt zu finden; was er aber bey dieser Gelegenheit von Seiten seiner Freunde und des Publici erfahren, muste ihn bald über den Verlust trösten, für den ohnedem keine Hülfe war, und er fand in seinem Gefühle selbst das Mittel, sein Unglück gleichgültig anzusehen. Ich weiß, Gnädiger Herr, daß Sie ein besonderes Vergnügen daran finden, die grossen Gegenstände in der Welt, die Scenen, welche die Pflichten der Könige und das Glück der Völker, abbilden, zu betrachten. Oft werde ich davon mit Ihnen reden. Nichtsdestoweniger werden Sie mir erlauben, Ihre Aufmerksamkeit auch zuweilen auf Gegenstände zu lenken, welche für das menschliche Geschlecht von geringerer Erheblichkeit sind, die aber darum nicht weniger geschickt sind, die Menschen kennen zu lernen, Kenntnisse, die man in die erste Classe, und so gar

der Kenntnisse der Könige setzen muß. Ich habe die Ehre zu seyn.

Den 18 April 1759.

Se. Königl. Hoheit an den Herrn Grafen Scheffer.

Sie machen mir den Vorwurf, mein Herr, daß ich Ihnen meine Meynung über seine Gleichgültigkeit nicht gesaget habe, ich kenne aber seinen Karakter nicht genug, um davon urtheilen zu können. Ihre Meynung hierüber ist sehr richtig; er muß sich trösten, wenn er so gut denket. Die Achtung der Welt, ein gutes Gewissen und die Freundschaft sind Reichthümer, welche man dem blinden Glücke nicht zu verdanken hat, und welche man nicht befürchten darf zu verliehren. Die Achtung der Welt ist eines der schmeichelhaftesten Dinge dieses Lebens, wenn man sie sich durch ein

ein gutes Betragen erwirbt. Das gute Gewissen ist bey dem allen noch schätzbarer, wenn gleich das eine sich nicht auf das andere gründet. Glücklich wer es besitzet! Keine Sorgen beunruhigen ihn, immer ruhig findet er sein Glück in sich selbst, und keine Widerwärtigkeiten können seinen glücklichen Zustand verändern. Dagegen kann der, welcher das Unglück gehabt hat, sein gutes Gewissen zu verliehren, keinen Augenblick Ruhe finden; sein böses Gewissen quälet ihn beständig und verfolget ihn allenthalben; und würde er auch auf die höchste Stuffe des Glücks erhoben, immer wird er unruhig, voller Furcht seyn. Darum setzet auch die heilige Schrift das böse Gewissen unter die größten Martern der Hölle.

Gott hat ohne Zweifel die Freundschaft in die Welt gesandt, die Sterblichen glücklich zu machen; nichts ist ehrwürdiger als die Freundschaft, aber nichts wird so sehr gemißbrauchet als ihr Name; sie ist das Band der Gesellschaften, die Quelle alles Vergnügens in dieser Welt, nichts aber ist so schwer zu finden als ein wahrer Freund. Verzeihen

Sie, mein Herr, meine Ausschweifung, ich habe meiner Feder den Lauf gelassen, ohne sie aufhalten zu können. Ich habe keinen Augenblick gezweifelt, daß der Herr — in der Unterstützung seiner wahren Freunde Mittel gegen die Dürftigkeit finden würde, und ich bin versichert, daß sie werden um das Glück gewetteifert haben, ihm Beweise ihrer Freundschaft geben zu können. Sie haben mir einmal vorgeworfen, daß ich nicht die langen Briefe liebe, diesmal werden Sie mir diesen Vorwurf nicht machen. Ich bin

Den 22 April 1759.

Se. Königl. Hoheit.
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Endlich, mein Herr, habe ich Ihren Brief vom 25 März, den ich bey meiner Anherokunft verlohren hatte, wieder gefunden. Sie wer-

werfen mir darin vor, daß ich mich einzig mit meinem Putz beschäftige. Ich kann nicht leugnen, daß es das viertemal war, da ich von der Trauer redete, ich weiß nichts zu meiner Vertheidigung anzuführen; es ist geschehen. Ich will blos zu meiner Entschuldigung anführen, daß mir die schwarze Farbe nicht gefällt, und fürs andere, da ich ein wenig unbeständig bin, so mag ich gerne mit meinen Kleidern abwechseln, woran die Trauer mich verhindert. Inzwischen habe ich Unrecht, so oft mit Ihnen von meinem Mißvergnügen über das häufige trauern zu reden, ich gestehe es. Ich befürchte von neuen diesen Uebelstand zu begehen, desfals schliesse ich. Ich bin.

Den 23 April 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Ihr Schreiben vom 18. dieses Monaths, war voller Betrachtungen, Gnädiger Herr, die Ihrem Herzen Ehre machen. Um nicht gar zu lange bey einem Gegenstande zu verharren, werde ich die Ehre haben, Ihnen heute eine Neuigkeit zu erzählen, die man mir von Paris berichtet. Herr Silhouette ist zum General-Controleur der Finanzen ernannt worden. Sie wissen, daß diese Stelle zum beßten des grossen Colberts errichtet wurde, welche, unter einem andern Namen, mit der Stelle eines Oberintendanten der Finanzen fast einerley ist. Diese wurde aufgehoben, wie Fouquet in Ungnade fiel. Da die ganze Verwaltung der Finanzen des Reichs von dem General-Controleur abhänget,

get, so werden sie leichtlich erachten, Gnädiger Herr, daß dieses eines der beträchtlichsten Aemter sey, die man in Frankreich erlangen könne. Der Herr von Silhouette ist seit langer Zeit für den geschicktesten Mann im ganzen Reiche, dies Amt gut zu verwalten, gehalten worden; allein Niemand konnte hoffen, daß er je dazu gelangen würde. Die Ursachen dazu hier anzuführen, würde zu weitläuftig seyn. Genug er hat es erlangt, und ich finde hier eine bequeme Stelle zu dem, was ich die Ehre haben wollte Ihnen zu sagen. Wissen Sie, Gnädiger Herr, womit er sein wichtiges Ministerium angefangen hat? Ohne Zweifel, werden Sie sagen, mit einer schlauen Anlage, die dem Könige seinem Herrn eine Menge Geldes verschaffet. Gar nicht. Er hat dem Könige vorgestellet, daß er unvermögend zu seinem Dienste sey, woferne man ihm nicht einen Gehülfen gebe, der noch geschickter wäre als er selbst. Er hat einen Mann genannt, welcher vielleicht am Hofe unbekannt gewesen, aber desto berühmter unter allen denen, die sich mit der Handlung und den Finanzen beschäftigen;

 den

den Herrn Forbonnais, Verfasser der beßten Schriften, die wir jetzo über diese Gegenstände haben. Er hat unter dem Namen Garde dû Depot dû Controle general de France ein neues Amt mit einem Gehalte von zwanzig tausend Livres für diesen einsichtsvollen Mann errichten lassen. Sehen Sie, Gnädiger Herr, ein Ministerium, das so viele Mittelmäßige mit dem größten Zutrauen verwaltet haben, scheinet dem zu schwer, dessen Kräfte allein hinlänglich geachtet worden, die ganze Last desselben zu tragen. Das grössere Verdienst erschrickt da, wo geringere Talente mit Zuversicht handeln, und der einsichtsvolle Mann fühlet es, daß ihm, um grosse Thaten auszuführen, die Hülfe anderer, die eben so viele Einsicht als er selbst besitzen, nöthig sey. Er suchet solche Männer auf, sollte er auch Gefahr laufen, den Ruhm des Erfolgs mit ihnen theilen zu müssen, und unterscheidet sich dadurch von denen argwöhnischen und eifersüchtigen Menschen, welchen jeder fremder Ruhm eine Verringerung des ihrigen scheinet. Man kann hoffen, daß unter einem Minister, wie ich Ihnen den Herrn

Silhouette geschildert, die Verwaltung der Finanzen solchergestalt wird eingerichtet werden, daß sie anderen Staaten zum Muster dienen könne; daß der König zur Bestreitung des öffentlichen Behufes unterstützet und das Volk, von dem allein die Unterstützung kommen kann, dabey geschonet werde. Dies kann aber nicht ehe geschehen, bis das politische Problem aufgelöset worden: die vollkommenste Gleichheit in den Auflagen, und die am wenigsten kostende Mittel, solche einzuheben, ausfündig zu machen. Ich habe die Ehre zu seyn

Den 28 April 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Ihr Stillschweigen, Gnädiger Herr, veranlasset mich zu glauben, daß der Inhalt meines letzten Briefes Ihnen nicht gefallen

habe.

habe. Vielleicht war der Gegenstand Ihnen zu ernsthaft, vielleicht habe ich Meynungen vorgetragen, welche Sie nicht billigen, welche Sie aber aus Nachsicht nicht bestreiten wollen. Es sey was es wolle, ich werde nicht weiter davon reden. Ihr Briefwechsel ist mir so kostbar, daß ich gerne Ihrem Geschmacke, und fast hätte ich gesagt, Ihrer Fantasie nachgeben würde, wenn nicht die Vernunft Ihnen verböte, derselben Raum zu geben, oder, wenn Sie ihr folgeten, die Freundschaft mich verpflichtete, Ihnen darüber Vorstellungen zu machen. Jetzt redet man hier fast von nichts anderem, als von der Austheilung der Kreuze des Schwerdtordens, welche der König in dem gestern deshalb gehaltenen Kapitel vorgenommen hat. Ein jeder gestehet, daß diese Austheilung mit der äussersten Gerechtigkeit geschehen sey. Sie ist diejenige Tugend, welche den Königen den dauerhaftesten Ruhm erwirbt, weil sie die nützlichste fürs menschliche Geschlecht ist. Sie ist aber vielleicht die schwereste in der Ausübung, weil Einzelne ihres eigenen Vortheils wegen, der der Gerechtigkeit immer wider-

spricht,

spricht, die Fürsten so sehr belästigen. Wenn Sie diese Tugend lieben, Gnädiger Herr, so werden Sie an meinen Gesinnungen gegen Sie nicht zweifeln.

Den 29. April 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
Den Herrn Grafen Scheffer.

Sie machen mir den Vorwurf, mein Herr, daß ich Ihren Brief vom 23. nicht beantwortet habe. Da ich in diesen Tagen wieder in die Stadt gekommen bin, so habe ich es vergessen, Ihnen zuzuschreiben. Ich hoffe Sie werden mir diesmal vergeben. Sie haben Recht zu sagen, daß die Gerechtigkeit eine der schönsten Eigenschaften der Könige sey. Sie sind bestimmt ihre Völker glücklich zu machen, folglich müssen diejenigen von ihren Eigenschaften die vorzüglichsten seyn, wel-

welche am mehresten dazu beytragen. Viele suchen diese wesentliche Eigenschaft, wenige aber finden sie. Glücklich ist der Fürst, der sie fühlet, sie suchet; glücklicher noch das Volk, das einen solchen Fürsten besitzet, wenn es nur seinen Werth erkennet. Ich bitte Sie, mein Herr, mir Ihre Gedanken über die Sache mit der ersten Post mitzutheilen. Ich bin.

Den 6 May 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Ohne Zweifel, Gnädiger Herr, ist der Fürst glücklicher, welcher von Natur gerecht ist, als der es erstlich mit Mühe werden muß. Aber dieser letztere ist darum nicht weniger lobwürdig, und vielleicht ist man ihm nach der Proportion Dankbarkeit schuldig, als er die

Lei-

Leidenschaften unter seine Gewalt zu bringen gesucht hat. Beyde sind, wie Sie richtig bemerken, ein unschätzbarer Schatz für die Länder, welche ihnen unterworfen sind, und Sie können glauben, Gnädiger Herr, daß es kein Volk in der Welt giebt, das nicht den Werth einer solchen Wolthat der Vorsehung erkennen sollte. Es giebt auch keines, das nie das Unglück gehabt hätte, sich derselben einigemal beraubet zu sehen, und dieses Unglück ist gewöhnlich so drückend, daß man sich dessen lange erinnert. Obschon einzelne Menschen nur gar zu sehr zu den Lastern, und vorzüglich zur Undankbarkeit, eines von den hassenswürdigsten, geneigt sind, so findet sich doch kein Beyspiel, daß eine ganze Nation desselben sich sollte strafbar gemacht haben. Die Wolthäter der Welt (und zu diesen gehören alle gerechte Fürsten) sind allemal von denen geliebet worden, welche sie glücklich gemacht haben; die Nachwelt hat das Urtheil der Zeitgenossen in diesem Falle nie berichtigen dürfen. Und wie könnte dies anders seyn? Die Fürsten stehen auf einer so hohen Stuffe, sie sind so einzeln, daß diese

schwar-

schwarze Eifersucht, welche andere Menschen so oft verhindert sich einander Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, über sie nichts vermag; ihr verdienst wird allemal nach seinem Werth, oft über seinen Werth geschätzet; der Glanz, der ihre Personen umgiebt, verbreitet sich über alle ihre Tugenden. Also kann man mit Wahrheit und nach der Erfahrung aller Zeiten sagen, daß die Fürsten weit mehr Schmeichler als Undankbare finden, und daß gegen tausend Lobsprüche, welche ihnen unverdient verschwendet werden, kein einziges Beyspiel könne angeführet werden, da die Stimme des Publici ihnen die Dankbarkeit versaget hätte, die sie gerechterweise verdienet. Lassen Sie uns also eingestehen, Gnädiger Herr, daß die Fürsten grosse Aufmunterungen haben, gut, gerecht, tugendhaft zu seyn; sie sind gegen den Neid gesichert und die Opfer der Dankbarkeit bleiben nie aus. Ich habe die Ehre.

Drott-

Drottningholm den 18 May 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie haben Recht, mein Herr, wenn Sie sagen, daß ein Fürst, welcher alle Mühe anwendet gerecht zu seyn, nicht weniger lobenswürdig sey, als ein anderer, welcher diese glückliche Neigung von der Natur besitzet. Ihre Unterthanen sind beyden gleichen Dank schuldig, da beyde ihnen gleiches Gute thun. Ich befürchte, daß Sie mir eine Nachläßigkeit in Beantwortung Ihrer Briefe vorwerfen werden, aber ich gestehe Ihnen, daß die Zubereitungen zu meiner Reise hieher mich verhindert haben, Ihren Brief vom 6. dieses Monaths eher zu beantworten. Würklich wollte ich an Sie schreiben, und bereits am Sonntage hatte ich einen Brief angefangen, ich hatte aber nicht Zeit ihn zu endigen, weil

die Königinn mich rufen ließ. Es wundert mich doch, daß Sie mir seit dem 6. nicht geschrieben haben, und heute ist der 18.; vielleicht haben Sie meine Antwort erwarten wollen. Dieser Aufschub beunruhiget mich. Machen Sie mir das Vergnügen mir die Ursache davon zu melden. Ich bin.

Den 19 May 1759.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Man findet oft, Gnädiger Herr, daß Leute, welche gut reden, sehr schlecht schreiben; und oft finden wir es umgekehrt. Ich werde mich jetzo nicht in eine Untersuchung der Ursachen dieses scheinbaren Widerspruchs einlassen, welche sonst leicht zu finden sind. Ich habe bemerkt, und Sie werden mir darin Recht geben, daß die Gaben gut zu reden

und zu schreiben zwey verschiedene Talente sind, welche man wohl in einer Person vereiniget finden kan, welche aber auch nicht vereiniget seyn können. Jetzt, Gnädiger Herr, bitte ich Sie mir zu sagen, welche Sie wählen würden, wenn Sie zwischen diesen beyden Gattungen der Wohlredenheit wählen sollten? Die eine wird Ihnen die Bewunderung Ihrer Zeitverwandten, die andere die Bewunderung der Nachwelt erwerben. Wenn Sie Sich angenehm in Ihren Reden ausdrücken, so werden Sie alle überreden, die Ihnen zuhören; Schreiben Sie eben so angenehm, so werden Sie Sich die Gemüther aller Ihrer Leser zu eigen machen. Ihre mündliche Beredsamkeit wird Ihnen Beyfall und Ueberzeugung, wenn ich so reden darf, in den Augen Ihrer Zuhörer lesen lassen: durch die Beredsamkeit Ihrer Schriften werden Sie Sich auch da Opfer erwerben, wo Sie solche nicht erwarten durften. Ich bemerke hier nur die Vortheile dieser beyden Talente, ohne sie mit einander zu vergleichen. Dadurch würde ich Ihrem Urtheile vorgrei-

sen, welches ich erwarten muß, um die Ehre zu haben, Ihnen das meinige mitzutheilen.

Drottningholm den 20 May 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie legen mir eine schwere Frage zur Auflösung vor. Es ist sehr angenehm, diese beyde Talente zu besitzen, deren Sie in Ihrem Briefe erwehnen. Es ist wahr, mein Herr, man kann die Gabe des mündlichen Vortrages öfter zeigen, als die schriftliche Beredsamkeit, die letztere aber scheinet mir den Vorzug zu verdienen. Ich glaube, daß es ein grosses Vergnügen seyn muß, wissen und fast zuverläßig zu wissen, daß man nicht nur den Beyfall der Zeitgenossen habe, sondern auch den Beyfall der Nachwelt haben werde. Dagegen gefällt und überredet die Gabe der münd-

mündlichen Beredsamkeit zwar die Gegenwärtigen, aber von den Nachkommen weiß es niemand oder doch nur sehr unvollkommen. Von dieser Regel nehme ich das einzige England aus, wo man durch die Kunst des Geschwindschreibens alle Worte, die geredet werden, der Nachwelt überliefern kann. Deshalb scheinet es mir sehr unschicklich, daß berühmte Schriftsteller, als zum Beyspiel Herr Rollin in seiner Römischen Geschichte, (ein Buch das einzig und allein zum Unterrichte der Jugend geschrieben ist) die Consuln lange Reden halten lässet, bevor sie eine Schlacht anfangen, ein Zeitpunct, wo Niemand in dem ganzen Heere, wie ich fast glaube, daran wird gedacht haben, diese Reden aufzuschreiben. Sie sind mir anstößig, weil sie der Absicht des Werks, der Unterweisung durch die Geschichte, nicht entsprechen, da man es ihnen ansiehet, daß sie von dem Schrifftsteller herrühren.

Ich habe mich etwas von meinem Gegenstande entfernet, ich hoffe aber, daß Sie mich entschuldigen werden. Ich würde also die Gabe gut zu schreiben der Gabe gut zu re-

den vorziehen. Leben Sie wohl, mein Herr, ich schliesse diesen Brief. Ich befürchte, daß er ohne dem schon zu lang geworden. Ich bin.

Den 23 May 1759.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Sie erklären Sich also, Gnädiger Herr, für die Kunst gut zu schreiben, und Sie mögen wohl Recht haben. Inzwischen glaube ich, was mich betrift, daß die Wahl, welche ich Ihnen vorzuschlagen mir die Freyheit genommen habe, hauptsächlich von dem Zustande des Wählenden abhange. Ein Gelehrter, den sein Schicksal in sein Zimmer einsperret, bedarf der Gabe der mündlichen Beredsamkeit nicht sehr; wenn er gut schreibet, so erfüllet er seine ganze Pflicht, und seine

und die künftige Zeiten werden ihn lesen und bewundern. Nicht gleiche Beschaffenheit hat es mit dem Manne, der in der grossen Welt lebet, besonders wenn er öffentliche Geschäfte hat; dieser muß seine Rolle auf dem grossen Schauplatze der Welt spielen. Die Kunst, sich gut auszudrücken, scheinet für ihn die angelegenste zu seyn. Er muß beständig mit Leuten umgehen, die er entweder durch Gründe überzeugen, oder durch Illusionen hintergehen, oder durch eine Vermischung von beyden fesseln muß; durch die Reize der Wohlredenheit werden diese Wunderwerke am sichersten bewürkt. Sie ist es also auch, die dem Fürsten, dem Statsmann mit mehrerer Leichtigkeit den Weg zur Ehre in seinem Stande bahnet, welche in solchen Handlungen und Unternehmungen bestehet, die den Menschen nützlich sind; eine Ehre, die ihn eben so sicher zur Unsterblichkeit führet, als die schönsten Schriften. Wenn man den Cicero, nicht als einen Gelehrten, sondern als einen Staatsmann betrachtet, so ist sein Name nicht wegen seiner Catilinarischen Reden unter uns so berühmt, sondern weil er die Republik von der

der Wuth des Catilina befreyet hat, und der Ruhm dieses grossen Mannes würde eben so groß seyn, wenn auch seine Schriften nicht auf uns gekommen wären. Es ist zwar wahr, daß eine Schrift, wenn sie mit Gründlichkeit, Stärke und Wohlredenheit abgefasset ist, öfters den guten Erfolg einer Angelegenheit vorbereitet oder unterstützet, und die Gabe gut zu schreiben ist eine mächtige Hülfe für die Staatsmänner. Wenn man aber zwischen dieser und der Gabe der mündlichen Wohlredenheit wählen soll, so glaube ich, daß die letztere den Vorzug verdiene, weil sie von allgemeinern Nutzen bey der Staatsverwaltung ist.

Uebrigens erlauben Sie mir, Gnädiger Herr, daß ich nicht einerley Meynung mit Ihnen in Ansehung der Critik seyn darf, die Sie über Rollin und andere Geschichtschreiber machen, weil sie ihren Helden zuweilen Reden in den Mund legen, die niemalen gehalten worden. Die Geschichte soll unterrichten; eine blosse Erzählung der Vorfälle würde diese Absicht nicht erreichen. Man muß die Karaktere der Menschen mahlen, die

Trieb-

Triebfedern ihres Betrages entwickeln, und sie zu dem Ende bey den verschiedenen Gelegenheiten, worin sie sich befinden, auf eine solche Art reden lassen, als sie nach ihrem Karakter und nach ihren Absichten würden geredet haben. Der Mißbrauch solcher Reden, welche nachher gemacht worden, ist ohne Zweifel verwerflich, aber die Gewohnheit selbst ist gewiß zu empfehlen, wenn der Geschichtschreiber sich derselben zu rechter Zeit zu bedienen und solche Züge des Genies und des Karakters hineinzulegen weiß, die die blosse Erzählung nicht leidet. Ich habe die Ehre zu seyn.

Den 24 May 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie sagen, mein Herr, daß Cicero, als Staatsmann betrachtet, mehr Ruhm durch

die Vertreibung des Catilina, als durch die Verfertigung seiner Catilinarischen Reden, erworben habe. Sie haben Recht, ein jeder Bürger muß das öffentliche Wohl zu seinem Hauptzwecke haben. Cicero, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, und nachdem er die bösen Absichten des Catilina, erfahren, muste alle Sorgfalt anwenden, sie zu hintertreiben, und ihren Urheber zu bestrafen. Dieses Unternehmen erforderte Muth, Catilina hatte einen starken Anhang. Vom Cicero ist es bekannt, daß er nicht sehr tapfer gewesen, aber dieser vortrefliche Bürger überwand in dieser äussersten Noth seine natürliche Anlage; das Wohl der Republik erforderte es. Vielleicht wäre ohne die Catilinarischen Reden Rom nicht gerettet worden. Viele aus dem römischen Senate waren des Catilina Freunde, sein Verbrechen muste mit so vieler Beredsamkeit und so klar vorgestellet werden, als Cicero es that, um der Ausführung desselben vorzukommen. Vielleicht hätte Cicero durch seine Handlung sich eben so vielen Ruhm erworben, wenn auch die Catilinarischen Reden nie wären bekannt geworden. Wer die Geschich-

te gelesen, würde sich die Stärke dieser Reden aus der Würkung, die sie gethan, haben vorstellen können. Jetzt würde ich das Talent, gut zu schreiben, dem Talente, gut zu reden, nicht mehr vorziehen, wie ich ehemals gethan, weil dieses die Vorzüge hat, die Sie angeführet haben. Ich endige hier meinen Brief. Ich befürchte Sie gar zu sehr zu ermüden, wenn ich ihn noch länger machte. Ich bin.

Den 26 May 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Ich habe Ihren Brief erhalten, Gnädiger Herr, worin Sie mich mit einer Antwort auf meinen Brief vom 23. dieses Monaths beehren. Ich bin aber ein wenig erstaunt, daß ich darin nicht einen Einwurf von Ihnen gefun-

gefunden, welchen ich vermuthet hatte. Ich glaubte von Ihnen zu hören: Sollte es wohl erlaubt seyn, die Menschen mit Illusionen zu hintergehen? Vielleicht haben Sie meine Meynung hinlänglich eingesehen, daß es nicht nöthig war, sie von mir deutlicher erklären zu lassen. Inzwischen, da es auch möglich ist, daß Sie nicht genau darauf gemerket haben, und da es allemal wahr ist, daß der nakte Ausdruck, wie er in meinem letzten Briefe stehet, auf verschiedene Art erkläret werden kann: so muß ich denen Zweifeln vorkommen, die künftig darüber bey Ihnen entstehen könnten, und meine Ideen etwas mehr aus einander setzen.

Die Moral und die gesunde Politik, die immer mit einander einstimmig sind, verbieten beyde niemand, wer es auch sey, zu betrügen. Alle Illusion also, welche zum Zweck hätte, die Augen von der Wahrheit abzuziehen und sie auf Irrthümer zu lenken, ist strafbar, und der Prinz, oder der Minister, welcher den Erfolg einer Angelegenheit auf solche Illusionen gründen wolte, würde ein böser Christ und ein schlechter Politiker zugleich

gleich seyn. Allein diese Liebe zur Wahrheit, die alle andere Betrachtungen verdrängen muß, schliesset nicht die Kunst aus, den Menschen die Wahrheit auf eine Art vorzustellen, welche sie ihnen fühlbar und liebenswürdig macht, wodurch sie bewogen werden, der Wahrheit den Vorzug zu geben, welchen sie sonst allen Irrthümerm einzuräumen nur gar zu geneigt sind. Dies ist die Kunst, welche man aus einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens lernet, und welche allein der Gegenstand der Beredsamkeit eines Staatsmannes seyn muß, und diese Kunst bestehet zuweilen darin, daß man die Menschen durch schickliche Illusionen beweget, rühret und hintergehet.

Wer zweifelt, zum Beweise, wohl daran, daß ein Minister, dessen Amt es erfordert, das Geld zu den öffentlichen Bedürfnissen von einem Volke zu fodern, in dessen Willkühr es stehet solches zu bewilligen oder abzuschlagen, nicht oft genöthiget seyn sollte, sich eines solchen Mittels zu bedienen, einen glücklichen Erfolg zu bewürken? Als im Jahr 1710 die Dänen einen Einfall in Schonen tha-

thaten, konnte man mit Recht sagen, daß Schweden am Rande seines Verderbens stand. Das Reich hatte keinen König, denn er war über tausend Meilen davon entfernet. Der Senat, dessen Macht sehr eingeschränkt war, hatte weder ein Heer dem Feinde entgegen zu stellen, noch Geld eines anzuwerben und zu unterhalten. Dieser letzte Punkt war der wichtigste. Der Graf Stenbock, ein so weiser Reichsrath als grosser Feldherr, hatte den Einfall die reichen Bürger in Stockholm zusammen zu rufen, um von ihnen die Summen zu erhalten, welche in der Reichscasse fehleten. Hätte der Graf Stenbock in dieser merkwürdigen Versammlung, die auf dem Rathhause gehalten wurde, logische Schlüsse gemacht, anstatt, daß er als ein Redner sprach, so wäre sein Anschlag wahrscheinlicher Weise gescheitert. Der Feind ist schon im Reiche, ohne eine Armee, die ihm widerstehet, wird er die Provinzen und selbst die Hauptstadt erobern, und ohne Geld kann man keine Armee haben. So lautete die nakte Wahrheit, die er vorzutragen hatte. Anstatt aber diese Wahrheit solchergestalt vor-

zustellen, hielte der grosse Mann eine Rede, deren Beredsamkeit den Gegenwärtigen Thränen auspreßte. Ich habe davon als von einem Meisterstücke in seiner Art reden hören, und man kann nicht genug bedauren, daß es nicht schriftlich abgefasset, und der Nachwelt aufbehalten worden.

Inzwischen kann man sich wohl vorstellen, daß der Redner die Dänen werde geschildert haben, wie sie, bereits im Besitz von einem Theile des Reichs, gegen unsere Provinzen vorrückten, Ihre Herrschaft auf den Untergang unsers Reichs zu gründen suchten, und endlich dieser reichen Hauptstadt selbst sich bemächtigen würden. u. s. w.

Es ist glaublich, daß der Graf Stenbock durch dergleichen Schilderungen, die in dem Munde eines beredten Mannes so rührend werden, es dahin brachte, daß er sich die Cassen seiner Mitbürger öfnete und die Mittel schaffete, wodurch er hernach der Erretter seines Vaterlandes ward. Gleichwohl ist es wahr, daß die Dänen bey der Eroberung unserer Provinzen alle diese Unordnungen, die in der Abschilderung so fürchterlich vorgestel-

let wurden, nicht hätten begehen können. Diese Schilderung war also in der That eine Illusion, aber eine nothwendige Illusion, um die Wohlfahrt selbst derer zu bewürken, welche man durch sie hintergehen wollte.

Ich könnte noch viele ähnliche Beyspiele aus denen Reden der berühmten Redner des Alterthums, deren Werke wir in Händen haben, anführen; allein was ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen, Gnädiger Herr, ist ohne Zweifel hinlänglich, Ihnen den richtigen Verstand des Ausdrucks zu geben, welcher eine Erklärung nöthig zu haben schien. Sollte Ihnen noch einiger Zweifel übrig seyn, so bitte ich mir Gelegenheit zu geben, daß ich ihn heben könne. Ich habe die Ehre.

Den

Den 27 May 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Vergeben Sie mir, mein Herr, ich habe Ihre Meynung nicht anders verstanden, als Sie Selbst. Hätte ich ihr einen andern Verstand gegeben, ich würde sie bestritten und nicht gebilliget haben. Ich habe die Gabe der Wohlredenheit, von der Sie in Ihrem letzten Briefe reden, als ein nothwendiges Talent eines Bürgers zum Besten seines Vaterlandes angesehen. Die Beyspiele, welche Sie anführen, scheinen eben diese Absicht zu haben. Sie glauben, daß Cicero mehr Ruhm verdiene, weil er die Republik von der Wuth des Catilina errettet habe, als wegen seiner catilinarischen Reden, und Sie loben diesen grossen Mann, daß er die catilinarischen Re-

den verfertiget habe, um die Republik zu erretten. Dies Beyspiel und die Betrachtung, welche Sie darüber anstellen, machten es mir unmöglich, Ihrer Meynung einen andern Verstand zu geben. Vielleicht hat meine lange Untersuchung Ihnen Langeweile gemacht; vergeben Sie mir solches, ich wollte nicht, daß Sie glauben sollten, ich hätte der mündlichen Wohlredenheit, des Misbrauchs wegen, welchen man davon machen kan, den Vorzug gegeben; ich hätte mich aber daran erinnern sollen, daß verderbte Menschen die besten Eigenschaften misbrauchen können.

Ich will Ihnen eine Anmerkung mittheilen, mein Herr, die ich bey der Stelle Ihres Briefes gemacht habe, wo sie des Dänischen Einfalls im Jahr 1710 erwähnen. Ich habe bemerket, daß die entferneten Eroberungen eines Reichs, wenn sie von dem Reiche selbst durchs Meer oder durch ein anderes Land getrennet werden, schwerlich können behauptet werden. England hat, zum Beweis, die Normandie lange Zeit besessen, und von daher fast ganz Frankreich erobert. Einer seiner

Könige,

Könige, Heinrich V. ist sogar in Paris gekrönet worden. Aber die Engländer wurden gar bald aus Frankreich, und selbst aus der Normandie vertrieben. Spanien ist lange im Besitz der Niederlande gewesen; man weiß, auf welche Art es genöthiget wurde, sie fahren zu lassen. Auf gleiche Art war Dänemark gezwungen, Schonen mit den zugehörigen Provinzen an Schweden abzutreten. Ich bitte Sie, mir Ihre Gedanken hierüber mitzutheilen. Ich bin

Den 2 Junius 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Sie machen eine sehr richtige Bemerkung, Gnädiger Herr, über die Schwürigkeit solche Länder zu behaupten, die mit dem Hauptreiche

che nicht zusammenhängen. Jedoch ist es gewis, daß diese Schwürigkeit unendlich geringer ist, wenn solche Länder ans Meer grenzen, und wenn die Macht, die sie beschützen soll, hinlängliche Vorsorge für das Seewesen träget. Dadurch erhalten sich England, Frankreich, Spanien und Holland in ihren Besitzungen, welche einige tausend Meilen von ihnen entfernet sind. Dadurch erhielt Carthago ehemahls Spanien bis auf seine gänzliche Zerstöhrung. Wenn aber diese von dem Hauptsitze entfernte Staaten mitten im Lande, von anderen Reichen umgeben, und folglich ihrer eigenen Vertheidigung überlassen sind, so wird ihre Beybehaltung endlich unmöglich. So verlor Schweden Bremen und Verden zu eben der Zeit, da Pommern, welches ans Meer grenzet, beybehalten wurde. So verlor der König von Preussen, gleich im Anfange dieses Krieges, Cleve und Preussen zu einer Zeit, da alle wider ihn verbundene Mächte in seine Besitzungen, welche mit einander zusammenhängen, nicht einzudringen vermogten. Hieraus muß man

folgern,

folgern, Gnädiger Herr, daß eine Macht, die sich vergrössern will, die kleineste Provinz, wenn sie ihr bequem liegt, dem grösten Lande, von dem sie durch Land und Wasser abgeschnitten ist, nach der gesunden Politik vorziehen müsse. Der König von Sardinien würde weit lieber ein Dorf im Mayländischen, als das ganze Herzogthum Luxenburg annehmen, wenn das Haus Oestereich ihm solches anböte. Ich werde Sie jetzo nicht länger mit einer Untersuchung über diese Sache aufhalten. Uebrigens glauben Sie nicht, Gnädiger Herr, daß es gerathener sey, allen Arten von Eroberungen aus Grundsätzen zu entsagen, und sich blos mit der Verbesserung dessen zu beschäftigen, was man schon besitzet. Dies ist eine von den angelegensten Fragen, welche man in der Politik aufwerfen kan. Ich werde meine Meynung hierüber nicht wagen, bis ich die Ihrige weis.

Den 3 Junius 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihren letzten Brief, welchen ich diesen Augenblick erhalten. Sie theilen mir Ihre Betrachtungen über den letzten Theil meines Briefes mit. Sie werden mir erlauben, diesen etwas kürzer zu machen, da ich den Ihrigen so spät erhalten habe. Ich werde mich blos bey dem letzten Artikel desselben aufhalten. Sie verlangen, mein Herr, meine Meynung über eine politische Frage, und Sie sagen, Sie wollen Ihre Gedanken nicht wagen, bevor Sie die meinigen wissen: ich sollte vielmehr warten, bis ich die Ihrigen wüßte. Weil sie es aber verlangen, so will ich meine Meynung sagen.

Erstlich

Erstlich setze ich zum Grunde, daß, da ein Beherrscher für das Wohl seines Volks gebohren ist, seine vornehmste Absicht die Erhaltung, das Glück und die Wohlfarth desselben seyn müsse. Alles also, was zum allgemeinen Wohl beytragen kan, muß sein höchstes Augenmerk seyn. Wenn dieses festgesetzet ist, folget das übrige von selbst. Wenn die Eroberungen zum Wohl des Staats beytragen, müssen sie gemacht werden; wenn aber die Verbesserung des Landes solches bewürket, und die Eroberungen nachtheilig sind, so muß man ihnen entsagen. Welches von diesen beiden Mitteln das vorzüglichste sey, ist sehr schwer zu entscheiden. Die Zeit erlaubet es mir jetzo nicht, es soll ein andermal geschehen. Ich bin

Den 9 Junius 1759.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Sie haben einen richtigen Begrif von den wahren Grundsätzen der Regierungskunst, Gnädiger Herr, wenn Sie zur Beantwortung der Frage, welche ich mir die Freyheit nahm, Ihnen in meinem letzten Briefe vorzulegen, mich auf eine andere Frage verweisen, nemlich: Ob Eroberungen zum Wohl der Völker beytragen können? Hierauf antworte ich gerade heraus: Nein. Ich setze einen formirten Staat voraus; groß oder klein, das macht nichts aus. Wenn die Völker, woraus er bestehet, bey der Vergrösserung desselben gewinnen sollen, so muß die neue Eroberung ihnen entweder einen grössern Ueberfluß verschaffen, oder auch grössere Sicherheit gegen andere Völker bewürken.

Was

Was den ersten Punct betrift, Wohlstand und Ueberfluß, so giebt es kein Land in der Welt, das sich nicht beides durch Arbeit und Fleis viel sicherer erwerben könnte, als durch die Eroberung der reichsten Provinz. Die Sicherheit von aussen hänget von einer gut unterhaltenen und wohl geübten Armee, von sorgfältig befestigten und mit allem zur Vertheidigung nöthigen Dingen versehenen Plätzen, von guten Bündnissen und von einem Betragen ab, wodurch der Staat sich in Ansehen setzet. Alle diese Gegenstände hängen nicht von Eroberungen ab, und werden nicht durch sie erhalten. Man kan sogar leichtlich beweisen, daß, wenn man ein Land erobern will, wie man zuweilen saget, um eine sicherere Grenze zu erhalten, man nothwendig auf den Krieg viel mehr Geld verwenden müsse, als erfordert worden, die alte Grenze sicher zu stellen. Also giebt es keinen Fall, in dem eine neue Eroberung dem Wohlstande eines Volks so unentbehrlich seyn könnte, daß man ihm solchen mit seinem Blute und mit allen den übrigen mehr oder weniger fühlba-

ren Uebeln, welche den Krieg nothwendiger weise begleiten, sollte erkaufen lassen. Eben die Grundsätze also, Gnädiger Herr, welche Sie Selbst angenommen haben, scheinen es mir zu entscheiden, daß eine weise Regierung den Eroberungen auf ewig entsagen müsse. Müste man aber nicht befürchten, werden Sie mir sagen, eine solche Entsagung aller Kriegsehre und aller ehrgeitzigen Absichten, welche der Politik Leben und Betrieb geben, werde die ganze Nation unvermerkt in eine Unthätigkeit und Kraftlosigkeit versenken, die ihrer Ruhe und Erhaltung mit der Zeit nachthelig werden könnte. Ich gestehe, dieser Einwurf gegen mein System hat so viele Stärke, daß er wol verdienet, untersucht zu werden. Nach unserer Verabredung werde ich es aber so lange verschieben, Ihnen meine Meynung davon zu sagen, bis Sie mich mit der Ihrigen werden beehret haben.

Drottningholm den 10 Jun. 1759.

Se. Königl. Hoheit an den Herrn Grafen Scheffer.

Würklich wollte ich Ihnen eben den Einwurf machen, als ich Ihren Brief las. Darin bestehet das Uebel, mein Herr, jetzt wollen wir auf ein Hülfsmittel denken. Ich behaupte, daß ein gar zu langer Friede Weichlichkeit und Unthätigkeit spät oder früh nach sich ziehe; man kan aber Mittel gebrauchen, die diesem Laster hindern, Wurzel zu schlagen. Die Schweizer geben uns davon ein Beyspiel; seit einigen Jahrhunderten leben sie im Frieden, ohne daß Weichlichkeit oder Unthätigkeit bey ihnen eingeschlichen ist. Ich wollte also, daß man ein wohl unterhaltenes Heer oft übte, daß man es mit der Befesti-

gung

gung verschiedener Grenzplätze beschäftigte, und es dadurch beständig in Bereitschaft hielte, dem Vaterlande in Fall der Noth zu dienen; daß alle Bürger, welche sonst dem Vaterlande unnütz seyn würden, gleich denen Schweitzern, ausser Landes dieneten, um sich Kentnisse zu erwerben, die dem Vaterlande nützlich werden können. Auch davon geben die Schweizer uns ein Beyspiel, man findet fast allenthalben ihre Unterthanen in fremden Diensten. Eine bessere Regierung, als die ihrige, müßte das vollkommen machen, was sie angefangen haben. Ich schliesse also, daß ein solches Volk lange Zeit des Friedens geniessen wird, daß es seinen Nachbarn wegen der guten Disciplin bey dem Heere, und wegen seiner weisen Regierung furchtbar seyn wird. Ich bin

Den 16 Junius 1759.

Der Herr Graf Scheffer

an

Se. Königl. Hoheit.

Nichts kan richtiger seyn, Gnädiger Herr, als was Sie in Ihrem letzten Briefe sagen, womit Sie mich beehren. Ich werde mir blos die Freyheit nehmen, einige Betrachtungen zu den Ihrigen hinzuzufügen. Der Gegenstand ist höchstwichtig, und verdienet aufs genaueste untersucht zu werden. Nie ist eine Nation in Gefahr, durch friedliebende Gesinnungen ihre Achtung zu verlieren, so lange sie überzeugt bleibt, daß ihre Sicherheit von dieser Achtung abhänge. Sie zu erhalten, wird eine unermüdbare Geschäftigkeit in und ausser dem Reiche erfordert; in dem Reiche, zur Vermehrung der Macht und Stärke durch den Ackerbau, Gewerbe und Handel; auf-

ausser dem Reiche, zur Befestigung der Bündnisse und Kenntniß der Bewegungen und Absichten aller anderen Staaten. Ein Fürst, welcher von diesen Wahrheiten überzeuget ist, wird nimmermehr das ihm anvertrauete Volk im Müßiggange und Unthätigkeit sich entkräften lassen. Indem er durch weise Gesetze zum Ackerbau aufmuntert, wird er nicht allein arbeitsame und starke Menschen ziehen, sondern auch ihre Vermehrung befördern: durch Begünstigung des Gewerbes wird er der Handlung Stoff geben: durch Erweiterung der Handlung, besonders zur See, wird er sein Land bereichern und eine wichtige Seemacht stiften, welche zu seiner Vertheidigung nothwendig ist. Wenn wir von dieser Vorsorge für das Innere des Reichs zu den Gegenständen ausser dem Reiche übergehen, so finden wir leichtlich, daß der Fürst, um sich seine Bundesgenossen zu erhalten, allemal im Stande seyn müsse, alle seine Verbindungen mit ihnen zu erfüllen, so oft es erfordert wird. Dieser Verbindlichkeit wegen wird er eine besondere Aufmerksamkeit

samkeit auf alles haben, was zu einem Kriege erfordert wird. Er wird alles anwenden, gute Truppen zu haben, und den Befehlshabern derselben eine Neigung zum Dienste und einen Trieb zur Ehre einzuflößen. Auf diese Art, Gnädiger Herr, werden weder der Fürst noch sein Volk müßig seyn; auf allen Meeren wird man seine Flagge sehen; und seine Bothschafter werden an allen Höfen in Achtung stehen. Allein, Gnädiger Herr, wenn wir auch die höchste Ueberzeugung von allen diesen Grundsätzen und die glücklichste Ausführung aller einzelnen Stücke, die sie erfordern, auf einen Augenblick voraussetzen, glauben Sie wol, daß alles dies einer Nation einen ewigen Frieden verschaffen könnte? Diese Frage scheinet es zu verdienen, daß Sie Ihr einen Augenblick von Ihrer Zeit und Ihrem Nachdenken widmen. Ich habe die Ehre zu seyn

Den

Den 17 Junius 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Ich glaube es nicht, mein Herr, zum wenigsten halte ich es für sehr schwer. Welches Volk wird so glücklich seyn, daß es sich beständig im Frieden erhalten könnte? Ist die Nation in einer solchen Verfassung, daß sie bey ihren Nachbarn Furcht erwecket, so werden diese sich gegen sie vereinigen, sie wird in einen langen und kostbaren Krieg verwickelt werden, der endlich ihre Kräfte erschöpfen wird. Befindet sie sich in der entgegen gesetzten Lage, ist sie schwach genug, daß sie nicht gefürchtet wird, oder wohl gar ihre Nachbarn fürchten muß, so wird sie verächtlich, und ihre Nachbarn werden sie unterjochen wollen; sie werden sich einander diese

Beute streitig machen, und das Gebiet der Nation wird der Schauplatz eines grausamen Krieges werden. Aus diesen und andern ähnlichen Gründen, welche hier anzuführen die Zeit mir nicht erlaubet, finde ich, daß es einer Nation sehr schwer wird, sich im Frieden zu erhalten. Es ist wahr, ich habe ein Beyspiel gegen mich, die Schweizer, welche sich so lange Zeit im Frieden erhalten haben. Allein ihr Land ist zum Theil die Ursache dieses langen Friedens; sie sind von Gebürgen eingeschlossen, sie bewohnen ein unfruchtbares Land, das bey ihren Nachbarn kein Verlangen erweckt, sie unterwürfig zu machen. Ich folgere also, daß kein Volk einen dauerhaften Frieden haben kann, woferne sein Land nicht mit der Schweiz von einerley Beschaffenheit sey. Ich bin

---

Den 23 Junius 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Es ist viel wahres in dem, Gnädiger Herr, was Sie über meinen aufgeworfenen Zweifel zu sagen mir die Ehre erzeigen. Inzwischen glaube ich, daß eine Nation bey dem jetzigen Zustande der grossen christlichen Republik gegen solche Verbindungen gesichert würde, welche die Eifersucht zu ihrem Nachtheile anzetteln könnte, wenn sie nur die Grundsätze befolgete, die wir in unsern vorhergehenden Briefen entwickelt haben; wenn sie den Frieden und die Ruhe aufrichtig liebte, wenn sie nichts von ihren Nachbarn begehrte, und wenn sie allemal bereit wäre, sich gegen deren Anmassungen zu schützen. Hierzu aber würde erfordert, wie ich bereits anzu-

merken

merken die Ehre gehabt habe, daß sie sich Achtung in der Welt erworben hätte, diese aber kan nur durch Bündnisse mit andern Staaten erlanget werden, und durch eben diese Bündnisse wird die Nation endlich in Kriege verwickelt werden. Nicht immer besitzen die Fürsten und ihre Minister diesen Geist der Mäßigung, diese friedliebenden Gesinnungen, welche Sie, Gnädiger Herr, den Nationen so heilsam achten. Ludwig XIV. vergaß sie auf eine unerhörte Art, wie er im Jahr 1672 die Holländer angrif. Und in unserm Jahrhunderte hätte Carl XII. den Kriegsruhm vielleicht nie kennen gelernt, welcher nachher seine einzige Leidenschaft ward, wenn seine Nachbarn in Ansehung seiner diese Grundsätze befolget hätten. So lange also Menschen von Menschen werden beherrschet werden, muß man erwarten, ungerechte Kriege in der Welt entstehen zu sehen. Und wenn der Staat, welcher ungerechter Weise angegriffen wird, durch Vertheidigungsbündnisse mit der friedliebenden Nation verbunden ist, von welcher wir reden, so wird sie bey aller ihrer

Liebe zum Frieden genöthiget seyn, am Kriege Theil zu nehmen. Wenn sie ihren Verbindungen nicht entsprechen wollte, müßte sie solche brechen, und hieraus der Verlust ihrer Achtung, ihrer Bundsgenossen, und ihrer Sicherheit folgen *). Um einem Kriege auszuweichen, der sie auf eine kurze Zeit schwächen können, würde sie sich einen andern Krieg zuziehen, der sie auf ewig niederschlagen könnte. Sie sehen, Gnädiger Herr, daß ich eben die Folgerung mache, die Sie gemacht haben, daß nemlich ein ewiger Friede unmöglich sey, wie viele Abneigung auch eine Regierung für diese Art des Ruhms haben möge, die sonst die gewöhnliche Ursache der Kriege ist, welche die Welt verwüsten.

Von der Schweiz, die Sie mir als ein Beyspiel anführen, welches unserm Satze widerspreche, ist es gewiß, daß sie in vorigen Zeiten

---

*) Non exercitus, neque thesauri præsidia regni sunt, verum amici, quos neque armis cogere, neque auro parare queas: officio & fide pariuntur. *Sallust.*

Zeiten mit den Herzogen von Burgund öfters Kriege geführet habe, und sich zu unsern Zeiten nur dadurch bey einem so langen Frieden erhalte, weil die Regierung das Mittel erwählet hat, ihre Truppen an alle Europäische Mächte zu verkaufen. Ich weiß aber nicht, ob es einem Staate vortheilhafter sey, beständig einen Theil seiner Unterthanen um den Zänkereyen der ganzen Welt willen hinrichten zu lassen, oder für seinen Bundesgenossen selten einige aufzuopfern, von dem man im Fall der Noth eben diese Hülfe erwarten kan. Wir haben schon lange genug, Gnädiger Herr, über politische Lehrsätze gesprochen; lassen Sie uns, wenn es Ihnen gefällig ist, einen andern Gegenstand wählen. Die Veränderung ist eine angenehme Würze für alles, und dies ist ohne Zweifel der Wille des gütigen Gottes, weil sich in der ganzen Natur nicht einmal zwey Blätter auf einem Baume finden, die einander gleich wären. Aus dieser Bemerkung folget, daß die Einförmigkeit nothwendig Ekel verursachen müsse, und daß der Geschmack an Veränderung

in uns gepflanzt sey. Ist dieses wol wahr, Gnädiger Herr? Ich bitte Sie, mir Ihre Meynung darüber zu sagen.

Den 24 Junius 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie sagen, mein Herr, daß Sie die Veränderung lieben, und Sie glauben, daß man ohne ihr sehr bald Langeweile haben würde. Ich glaube, daß Sie Recht haben, ich wenigstens, was mich betrift, liebe die Veränderung ausserordentlich. Nichts macht mir so leicht Langeweile, als immer einerley Gegenstand zu sehen. Ich glaube wie Sie, mein Herr, daß es in unserer Natur liege, die Abwechselung zu lieben. Alles ändert sich; auf den Sommer folget der Herbst, und dann der

der Winter. Ich habe von vielen Leuten den Wunsch gehöret, daß der Sommer immer dauren mögte; allein ich glaube, daß das Vergnügen des Sommers nur durch die Verschiedenheit des Winters vom Sommer so groß werde. Ich habe bemerket, daß das Vergnügen beim Anfange des Sommers am grössesten ist, obgleich gewöhnlich das Wetter nur gegen den Schluß desselben schön wird. Dies sey für heute genug.

Den 8 Julius 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Wenn es wahr ist, Gnädiger Herr, daß der Geschmack an Veränderung dem Menschen angebohren sey, was soll man von einer andern Neigung denken, welche man Ge-

schmack an Gewohnheit nennet? Ist sie dem menschlichen Herzen nicht eben sowohl eingepflanzt. Sie wissen, daß es in allen Sprachen zum Sprichwort geworden ist; **Die Gewohnheit ist die andere Natur.** Niemals hätte man einen stärkern Ausdruck erfinden können, um anzuzeigen, wie viele Reize die Gewohnheit für die Menschen habe, und zugleich wie viele Macht sie über sie ausübe. Aber was ist die Gewohnheit? Man weis, daß man eine und dieselbe Handlung oft wiederholen müsse, wenn man sich eine Sache zur Gewohnheit machen will, und das setzet einen starken Geschmack an Einförmigkeit voraus. Ich gestehe Ihnen, Gnädiger Herr, daß dies mich zweifelhaft macht. Zugleich die Veränderung und auch die Gewohnheit lieben, das scheinet widersprechend zu seyn. Sie sagen inzwischen, der Geschmack an der Veränderung sey dem Menschen angebohren, und auf der andern Seite haben alle Nationen zu allen Zeiten geglaubet, daß die Menschen einen so starken Hang zur Gewohnheit hätten, daß man sie als ihre eigenthümliche

liche Natur angesehen hat. Ich bitte Sie, diese Sache, die mir so dunkel scheinet, in meinem Kopfe in Ordnung bringen zu helfen. Haben Sie recht, so muß das Sprichwort falsch seyn; und doch sind nie andere, als klare und unwidersprechliche Wahrheiten zu Sprichwörter geworden, und überdem lehret die tägliche Erfahrung, daß nicht allein einzelnen Menschen, sondern ganzen Völkern die Gewohnheiten, als ein Theil ihrer Existenz, ankleben. Ich räume ein, daß man in den Jahrbüchern des menschlichen Geschlechts nicht selten auf die Klagen stösset, welche zu allen Zeiten über die Leichtsinnigkeit, über die Unbeständigkeit und über den Hang der Völker zur Veränderung und Neuigkeit sind geführet worden. Diese Erfahrung scheinet die andere umzustossen, und doch sind sie beide sehr wahr. Sie werden die Güte haben, Gnädiger Herr, mir dieses Räthsel aufzulösen; ich werde Ihnen unendlich davor verpflichtet seyn. Ich kan nicht ruhig seyn, bevor ich mir richtige Ideen von

allem gemacht habe, worüber ich Betrachtungen anstelle. Ich habe die Ehre zu seyn.

Den 16. Julius 1759.

Se. Königl. Hoheit an den Herrn Grafen Scheffer.

Der Einwurf den Sie mir machen, mein Herr, ist gewiß ein Räthsel, und eines der schwersten aufzulösen. Der Geschmack an der Veränderung und der Geschmack an der Gewohnheit scheinen entgegen gesetzt zu seyn; und demungeachtet bin ich überzeugt, daß beyde, wenn man sie genau untersuchet, auf ein auskommen werden. Denn es ist ausgemacht, daß zwey Wahrheiten sich nicht widersprechen können. Um sich eine Sache zur Gewohnheit zu machen, sagen Sie, müsse man einerley Handlung oft wiederholen. Man hat darin das erstemal ein Vergnügen

gen gefunden, man will dies Vergnügen wiederholen. Inzwischen bin ich überzeugt, daß dieses Vergnügen das erste mal, da man es geschmecket, am angenehmsten gewesen sey, und daran ist der Geschmack an der Veränderung schuld. Ich glaube durch dieses Beyspiel den Widerspruch gehoben zu haben, der zwischen beyden zu seyn scheinet. Ehe ich aber völlig entscheide, werde ich Ihre Meynung erwarten. Ich bin

Den 18 Julius 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Seit meinem letzten Briefe, Gnädiger Herr, habe ich Musse gehabt, über die Frage nachzudenken, die wir bisher über den Geschmack der Menschen an der Veränderung und über die Liebe zur Gewohnheit, die jenem so entgegen

gegen und dabey so allgemein ist, untersuchet haben. Die Sache wäre ohne alle Schwürigkeit, wenn man behaupten könnte, daß diejenigen Menschen, welche die Veränderung lieben, unvermögend wären, sich eine Sache zur Gewohnheit zu machen, und gegentheils andere, welche der Gewohnheit folgen, unveränderlich wären. In diesem Falle würde der Widerspruch verschwinden, und man würde die Schwürigkeit heben, wenn man zeigen könnte, daß gar keine vorhanden sey. Allein hier ist die Erfahrung wider uns. Eben der Mensch wird die Veränderung, die Neuigkeit, die Abwechselung bey einem oder dem andern Gegenstande seines Geschmacks lieben; in anderen wird er seiner Gewohnheit folgen und aller Veränderung unfähig seyn. Von dieser Art findet man häuffig Menschen, und man irret nicht, wenn man glaubet, daß sie den größten Theil ausmache. Es folget also aus dieser Anmerkung, daß der Mensch den Stof zu diesen beyden gänzlich entgegengesetzten Neigungen in sich enthalte, und eben dieses verursachet die Schwürigkeit. Um sich

aber, Gnädiger Herr, aus diesen Schwürigkeiten heraus zu helfen, darf man nur den Montagne, la Rochefaucaut, la Bruyere und alle diese grosse Forscher des menschlichen Herzens lesen. Sie lehren uns, daß der Mensch voller Widersprüche sey, ein Proteus, welcher alle Augenblick eine andere Gestalt annehme, ein Räthsel, das selbst Salomo, der weiseste unter den Sterblichen und den ich zuerst unter den Sittenlehrern hätte nennen sollen, nicht auflösen konnte. Alle Wahrheiten und alle Irrthümer; der Saame aller Tugenden und der Stof aller Laster; die edelsten und erhabensten Leidenschaften, die niedrigsten und verabscheuungswürdigsten Neigungen; alles dieses findet sich in der menschlichen Seele, und sehr oft in einer und eben derselben Seele. Muß man denn also darauf Verzicht thun, den Menschen nach Grundsätzen handeln und sein Betragen darnach einrichten zu sehen? Kann man sich auf keinen Menschen verlassen? Ja, Gnädiger Herr, man kan es; allein nur die Religion kann dieses Wunderwerk bewürken; sie ist für

unsere

unsere Seele was der chemische Ofen für das Metall ist. Es kommt in fremde Theile eingehüllet und gleichsam begraben hinein, und es kommt rein und unvermischt wieder heraus. Ich bin der Antwort, Gnädiger Herr, die ich von Ihnen auf den Brief erwarte, welchen ich neulich an Sie zu schreiben die Ehre gehabt, zuvorgekommen. Wenn ich solche werde erhalten haben, werde ich diesen Gegenstand noch weiter verfolgen, wofern Ihre Betrachtungen mir dazu Anlaß geben sollten. Da ich Ihnen hier meine Gedanken eröfnet habe, so bitte ich Sie, mir Ihre Meynung zu sagen. Die meinige ist vielleicht nicht so hinlänglich entwickelt, daß sie nicht noch Aufklärungen bedürfen sollte. Ich habe die Ehre zu seyn

---

Den 22 Julius 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Es ist mir sehr angenehm, mein Herr, daß unsere Meynungen so wohl mit einander übereinstimmen. Ich wuste wohl, wie ich in meinem letzten Briefe schrieb, daß zwey Wahrheiten sich nicht widersprechen konnten, und wenn Sie, mein Herr, ihn werden gelesen haben, so werden Sie, wie ich mir schmeichele, eine grosse Uebereinstimmung in beyden finden. Sie haben Grund zu sagen, daß derselbe Mensch die Gewohnheit und die Veränderung lieben könne. Dieses scheinet anfangs widersprechend, wenn man aber die Sache aus dem Grunde untersuchet, wie wir gethan haben, so scheinet es möglich zu seyn. Ich glaube auch, daß es viele Dinge in der Welt gebe, die uns unmöglich scheinen, und deren

deren Unmöglichkeit nur daher entstehe, weil niemand sich die Mühe gegeben hat, daran zu denken. Ich bitte Sie, mein Herr, mir Ihre Gedanken hierüber mitzutheilen.

Ich bin

Den 28 Julius 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Weil es also entschieden ist, Gnädiger Herr, daß der Geschmack an der Veränderung den mehresten Menschen eigen sey, und da Sie eingestehen, daß er wenigstens der Ihrige sey, so werden Sie mir auch verzeihen, wenn ich die Materien unsers Briefwechsels, den Sie mir mit Ihnen zu unterhalten erlauben, oft verändere.

Unter den Irrthümern, welche das nothwendige Eigenthum des menschlichen Geistes

sind,

sind, sind ohne Zweifel diejenigen die gefährlichsten, welche die Sittenlehre betreffen. Wenn man in den übrigen Wissenschaften irret, in der Physik, zum Beweis, oder in der Mathematik, so ist der Irrthum immer unangenehm, allein derjenige, welcher ihn begehet, ist desfalls nicht weniger glücklich, oder weniger geschickt, zum Glücke anderer etwas beyzutragen. In der Sittenlehre hingegen hängt von den falschen Ideen das Wohl des Lebens ab, und wenn sie sich des Verstandes der Grossen und derer bemächtigen, welche über die übrigen Menschen herrschen, so haben sie auf das Wohl der Welt einen Einfluß. Es scheinet mir also ausserordentlich wichtig zu seyn, daß man sich von allen Tugenden und von allen Lastern richtige Begriffe verschaffe. Und dies muß nicht so leicht seyn, als man sich anfänglich vorstellen mögte, weil das Betragen der Menschen überhaupt beweiset, daß sie oft etwas für Tugend halten, das es nicht ist, und zwar mit kaltem Blute, blos aus Vorurtheil, oder aus zu weniger Aufklärung ihres Geistes. Das

Bestreben nach Ehre, zum Beweis, diese so edle und dem Menschen so nützliche Leidenschaft, wie viele Unglückliche hat sie nicht gemacht, weil man sich in ihrem Gegenstande geirret, und eine falsche Ehre sich die Rechte der wahren Ehre angemasset hat. Dies ist, Gnädiger Herr, ein würdiger Gegenstand unserer Aufmerksamkeit. Ich ersuche Sie, mir Ihre Gedanken über diese wahre Ehre mitzutheilen. Wenn Sie Sich befleißigen, ihre Kennzeichen richtig zu kennen, so werden Sie den doppelten Vortheil daraus ziehen, weder der falschen Ehre zu folgen, noch die zu bewundern, welche ihr folgen. Ich habe die Ehre zu seyn

---

Drottningholm den 29 Jul. 1759.

Se. Königl. Hoheit an den Herrn Grafen Scheffer.

Sie verlangen von mir, mein Herr, eine Beschreibung der wahren Ehre; ich befürchte aber sehr, daß ich Sie nicht werde befriedigen können, inzwischen will ich mein bestes thun, Ihnen ein Genüge zu leisten.

Unter dem Namen Ehre verstehet man zweyerley Arten, die wahre und die falsche Ehre. Die wahre Ehre ist die, welche wir suchen, und welche ein jeder Mensch suchen sollte. Die Beschreibung der Ehre verändert sich mit den Personen, von welchen sie gesuchet wird. Ein König erwirbt sie sich durch die Erhaltung seines Reichs, durch das Wohl seiner Unterthanen, durch die Vergrösserung seiner Länder, durch das Glück seiner

Völker und durch die Erwerbung ihrer Liebe; ein Kriegsmann durch die Tapferkeit und durch seine Thaten. Wenn Sie also, mein Herr, mir den Stand desjenigen sagen wollen, welcher die wahre Ehre suchen soll, so will ich Ihnen sogleich eine Beschreibung davon machen. Inzwischen bin ich

Den 4 August 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Nein, Gnädiger Herr, ich bitte Sie um Vergebung, es giebt nicht zwey Arten von Ehre. Wenn man dies Wort ausspricht, verstehet man allemal die wahre Ehre. Die falsche Ehre ist keine, und dieser Ausdruck ist nur angenommen worden, den Irrthum derer zu bezeichnen, die die Ehre suchen, wo sie nicht ist. Eben so wenig kann ich zugeben,

daß man die Ehre zu beschreiben erst den Stand dessen wissen müsse, der sie zu seinem Gegenstande setzet. Die wahre Ehre ist eine einzige, und ihre Grundsätze sind für alle Menschen dieselben. Ich will mich bemühen, Sie hievon durch die Beyspiele selbst zu überführen, die Sie mir Selbst vorlegen. Warum ist ein König mit Ehre bedeckt, wenn Er das Glück seiner Völker schafft? Weil er alsdenn alle Pflichten seines Standes erfüllet. Warum sagt man von einem Kriegsmann, daß er sich Ehre erworben, wenn er sich durch seine Tapferkeit und durch seine Thaten hervorthut? Weil er alsdann alle seine Pflichten erfüllet hat. Ein Gelehrter, der die Ehre suchet, erhält sie, wenn seine Schriften die Menschen unterrichten und vervollkomnen. Warum? Weil er dadurch alle Pflichten seines Standes erfüllet. Diese Beyspiele selbst also, geben uns die Beschreibung der wahren Ehre, Gnädiger Herr, welche nichts anders ist, als die genaue Befolgung aller Pflichten seines Standes. Allein man kann sich in Ansehung dieser

Pflichten irren, und dieses ist der Ursprung der falschen Ehre. Wenn, zum Beweis, ein König glauben sollte, es sey seine Pflicht Eroberungen zu machen, so wird er gewiß glauben, daß er auf keine andere Art als dadurch Ehre erwerben könne, und dann suchet er eine falsche Ehre, weil die ächte Pflicht eines Königs ist, sein Volk glücklich zu machen, und weil Eroberungen nicht allezeit zu diesem Glücke nothwendig sind. Wenn ein Krieger seine Schuldigkeit blos im Muthe setzet, so wird er oft, in der Absicht Ehre zu erwerben, tapfere Thaten thun, welche die Klugheit und eine noch viel grössere Pflicht, das Blut der Menschen zu schonen, sehr tadelnswürdig finden wird. Wer siehet nicht, daß eine falsche Ehre den Krieger in diesem Falle handeln lässet? Und wie sehr sind nicht die Gelehrten der Gefahr ausgesetzet, sich von dem Wege der Ehre ableiten zu lassen? Wenn sie vergessen, daß es ihre Pflicht ist, die Menschen aufzuklären und vollkommen zu machen; wenn sie anstatt dieser heiligen Pflicht nur den Beyfall des Publicums zur Absicht haben,

dem man oft nicht anders als durch Werke, die eben so verdorben sind, als es selbst, gefallen kann, was für eine Art Ehre ist es in diesem Falle wohl, welche ihre Begierden anfachet und ihre Arbeiten lenket? Sie fühlen dies genugsam, Gnädiger Herr, und Sie sehen aus allen diesen Beyspielen, daß die richtigen oder falschen Begriffe, welche man sich von den würklichen Pflichten seines Standes bildet, den einzigen Unterscheid zwischen der wahren und falschen Ehre machen. Uebrigens gestehe ich, daß man täglich sowohl im Reden, als in verschiedenen Schriften, das Wort Ehre misbrauchet. Zuweilen verwechselt man die Ehre mit dem Berühmtseyn, zuweilen mit dem Ansehen, und noch öfterer mit dem Stolze. Ich hoffe, Gnädiger Herr, nachdem wir die Beschreibung der wahren Ehre gefunden haben, werden Sie Sich nicht mehr durch diesen Ausdruck hintergehen lassen, wenn er unrichtig sollte gebrauchet werden, und besonders, daß Sie Sich bemühen werden, Sich die richtigsten Begriffe von allen ihren Pflichten zu bilden, damit Sie

sicher sind, nie in Ansehung der wahren Ehre zu irren. Wenn Sie aber noch einige Bemerkungen über diese Lehre zu machen haben, so ersuche ich Sie, mir solche mitzutheilen. Sie wissen, daß es unter uns nicht darauf ankomme zu glauben, sondern überzeugt zu seyn. Ich habe die Ehre zu seyn.

Den 5 August 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie haben Recht zu sagen, mein Herr, daß die wahre Ehre in der genauen Befolgung der Pflichten bestehe, die einem jeden sein Stand vorschreibt. Aber ich muß Ihnen auch sagen, mein Herr, daß Sie meine Meynung, warum ich von der falschen Ehre geredet, nicht richtig gefasset haben. Es geschahe

schahe nur, um sie von der wahren Ehre zu unterscheiden, nicht aber sie in der Beschreibung der letzteren mit einzuschliessen. Uebrigens sagen Sie mit grossem Rechte, daß ein König sich keine Ehre erwerbe, wenn er einen Krieg ohne Ursache anfängt, weil dieser zu nichts dienet, als sein Volk und sein Reich zu schwächen, und dieses die Absicht hindern würde, die er sich bey allen seinen Handlungen vorsetzen muß, das Wohl seiner Unterthanen. Ist er gegentheils genöthiget, einen gerechten Krieg zu unternehmen, so muß er sodann grosse Thaten thun, durch ein kluges Betragen sich Ehre erwerben, und den Krieg nicht länger fortsetzen, als das Wohl seiner Unterthanen es erfordert. Ich endige hier, weil ich befürchte, daß ein längerer Brief Ihnen beschwerlich seyn würde. Ich bin

---

Den 11 August 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Da wir uns beschäftigen, Gnädiger Herr, die moralischen Irrthümer zu untersuchen, so erlauben Sie mir, einen Augenblick von einem Irrthum mit Ihnen zu reden, welcher sehr gemein, dabey aber sehr wichtig ist. Ich rede von der Meynung, welche viele Leute von der Verstellung hegen. Zuweilen wird sie zur Tugend erhoben, oft begehet man an ihr die Ungerechtigkeit, sie mit der Falschheit zu verwechseln. Ich glaube, man irre auf beyden Seiten. Aber, um unser Uebereinkommen nicht zu übertreten, werde ich meine Begriffe von dieser Sache Ihnen nur nach und nach vorlegen, so wie Sie die Güte haben werden, mir die Ihrigen zu entwickeln. In die-

dieser Erwartung und damit mein Brief dieses Namens nicht ganz unwürdig seyn möge, will ich ihn mit einigen Betrachtungen anfüllen, welche den Gegenstand, den wir zuletzt untersuchet haben, noch etwas aufzuklären dienen können.

Obgleich die Ehre beständig auf einerley Grundsätzen beruhet, in welchem Stande auch der, welcher sie suchet, sich befinden möge, so ist es doch sehr gewiß, daß sie verschiedene Grade habe, nach den verschiedenen Ständen der Menschen. Zum Beweis, die Ehre eines berühmten Dichters kann gar nicht mit der Ehre eines Kriegsbefehlhabers verglichen werden, welcher durch seine Dienste eine ganze Nation errettet oder berühmt gemacht hat; und diese Ehre, so groß sie auch ist, kann doch nie mit der Ehre eines Monarchen in Vergleich gesetzet werden, welcher im Kriege und im Frieden das Glück seiner Unterthanen gemacht hat. Das Urtheil aller Menschen über diese Schätzung der Ehre ist so ganz einstimmig, daß ich nicht nöthig habe Beyspiele aufzusuchen, um sie zu beweisen.

Wenn

Wenn Sie mich aber fragen, Gnädiger Herr, was der Grund dieser Schätzung in dem menschlichen Verstande seyn könne, so habe ich die Ehre Ihnen zu antworten, daß nur die Wichtigkeit unserer Pflichten den Grad unserer Ehre bestimmen könne. Plinius sagte dem Trajan, daß seine höchste Ehre darin bestünde, daß er nie eine so uneingeschränkte Macht, als er in Händen hätte, gemisbrauchet habe. Warum war dies die höchste Ehre eines Fürsten, welcher sich auf so mancherley Art Ehre erworben hatte? Weil es die wichtigste Pflicht der Monarchen und diejenige ist, welche am ungezweifeltsten die allgemeine Glückseligkeit befördert, ihrer höchsten Macht nicht zu misbrauchen. Wenn man dieser Folgerung nachgehet, wird man mit der grösten Deutlichkeit sehen, daß die Ehre, welche ein jeder in seinem Stande hoffen kann, nach der Wichtigkeit der Pflichten seines Standes abgemessen sey, das ist, nach dem grösseren oder geringeren Verhältnisse, welches sich zwischen unsern Pflichten und

dem allgemeinen Wohl der Gesellschaft findet. Ich habe die Ehre zu seyn

Den 12 August 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie verlangen eine Beschreibung der Verstellung, mein Herr, und Sie sagen mir, daß einige sie unter die Tugenden, andere unter die Laster setzen. Ich glaube, daß es mit ihr wie fast mit allen Dingen in der Welt gehe, welche man gut und schlecht anwenden kann. Lassen Sie uns jetzt ihre Beschreibung sehen.

Die Verstellung ist die Kunst seine Gedanken so zu verbergen, daß sie nicht können errathen werden. Hieraus sehen Sie, daß man durch sie viel gutes und viel böses bewürken könne; denn man kann seine

Gedanken in der Absicht verbergen, böses zu stiften: Also ist die Verstellung zu gleicher Zeit ein Gut und ein Uebel. Es hat Völker gegeben, die auch nicht einmal den Namen der Verstellung gekannt haben. Diese Völker, welche wir Barbaren nennen, könnten uns, und unglücklicher Weise mit weit grössern Rechte, diesen Namen beylegen. Sie besitzen eine edle Aufrichtigkeit, die es ihnen nicht zulässet, ihre Empfindungen zu verbergen, die ihnen alle Zurückhaltung und Verstellung verachten lässet. Solche Tugenden sollten wir haben, wir, die wir so gesittet sind und so viele nützliche und angenehme Künste besitzen. Aber genug hievon. Ich endige diesen Brief, der vielleicht schon zu lang ist.

Ich bin

Den

Den 19 August 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Sie scheinen zu glauben, Gnädiger Herr, daß die Verstellung bald eine Tugend, bald ein Laster sey; auch ich würde mich von dieser Meynung nicht entfernen, wenn ich den Begrif annehmen könnte, welchen Sie mit diesem Worte verbinden. Allein ich muß die Ehre haben Ihnen zu sagen, daß Ihre Beschreibung nicht alles enthalte, was man unter diesem Worte verstehet. Niemals wird man von einem Menschen sagen, daß er sich verstelle, wenn er die Kunst besitzet, seine Gedanken solchergestalt zu verbergen, daß man sie nicht errathen könne; dies sind ihre Worte, Gnädiger Herr. Man wird von ihm sagen, daß er ein Geheimniß bewahren könne;

daß er seiner mächtig sey; daß er sich nicht weiter ausforschen lasse, als er selbst wolle. Wenn an allen diesen die Kunst Theil nimmt, so ist es eine nützliche und allemal zu empfehlende Kunst; sodann ist es keine Verstellung mehr, selbst nach ihrem Begriffe, weil Sie behaupten, daß die Verstellung, wenigstens in einigen Fällen, tadelnswürdig seyn könne. Ohne Zweifel ist es überflüßig anzumerken, daß, wenn ich die lobe, welche ein Geheimniß bewahren können, ich solche Fälle ausnehme, wo die Pflicht fordert, das Geheimniß nicht zu bewahren. Dann wird diese Kunst ein Verbrechen, das aber mit der Verstellung nichts gemein hat. Ich komme zu ihr zurück; ich glaube, daß man sie nicht besser beschreiben könne, als wenn man saget, daß sie in der Kunst bestehe, andere glaubend zu machen, man wisse das nicht, was man weis, und man denke das nicht, was man doch würklich denket. Dieses ist zum wenigsten der Begriff, den man von solchen allgemein heget, welchen man Verstellung zuschreibt. Sie werden die Güte haben, zu

bemer-

bemerken, Gnädiger Herr, daß der wesentliche Unterschied zwischen einem Menschen, der sich nicht ausforschen lässet, und dem Menschen, der sich verstellet, darin bestehe, daß der erstere nur an sich selbst denket, der zweyte aber allemal andere zum Augenmerk hat. Der eine verbirget nur seine Gedanken; der andere will, daß man ihm andere Gedanken zuschreiben soll, als er würklich hat. Ein Mann, der sich verstellet, ist also nicht nothwendig falsch, denn die Falschheit bestehet darin, wenn man das Gegentheil von dem saget, was man denket. Aber er kommt der Falschheit sehr nahe, und die Würkung der Verstellung, wenn sie vollkommen, ist, der Würkung der Falschheit darin sehr ähnlich, daß andere in Ansehung unser eben sowohl hintergangen werden. Aus dieser Bemerkung folget, wie mich dünkt, daß die Verstellung in keinem Falle unter die Zahl der Tugenden gesetzet werden könne. Herr Formey, einer der berühmtesten Metaphysiker unsrer Zeit, saget: „daß die guten Fürsten „die Verstellung als ein nothwendiges Uebel „angesehen haben, daß aber die Tyrannen,

„ein Tiberius, Ludwig XI. u. a. sich mit „ihr, als einer Tugend geschmückt hätten." Herr Formey hält also die Verstellung allemal für ein Uebel, und ich denke wie er. Wenn er aber die Meynung dieser guten Fürsten zu billigen scheinet, die solche als ein nothwendiges Uebel angesehen haben, so kann ich seiner Meynung nicht seyn. Dieses wäre ein Punkt, welchen wir unter uns ausmachen könnten, aber für heute würde diese Untersuchung die vorgeschriebenen Grenzen unserer Briefe überschreiten. Ich habe die Ehre

Drottningholm den 26 August 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie haben, mein Herr, die wahre Beschreibung der Verstellung gefunden. Es schien mir auch, daß eben die Sache nicht zwey so

sehr

sehr entgegengesetzte Eigenschaften haben könnte, als Tugeng und Laster sind. Meine Beschreibung schien dem auch nicht zu widersprechen, aber die Ihrige hebet diesen Widerspruch gänzlich. Jezt wollen wir die Frage vornehmen, die Sie aufwerfen. Die guten Fürsten, sagen Sie, haben die Verstellung für ein nothwendiges Uebel angesehen. Diese Fürsten haben geglaubet, sich ihrer nur bedienen zu dürfen, um gutes zu thun; aber ein Uebel kann nie etwas gutes würken. Sie haben sich also in ihrer Beschreibung geirret, und sie haben Verstellung, anstatt Kunst seine Gedanken zu verbergen, gesetzet. Dies ist ihre Meynung gewesen, wie ich glaube. Ich erwarte Ihre Antwort mit Ungedult, um mich völlig zu bestimmen. Ich bin.

Drottningholm den 2 Sept. 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Bisher, mein Herr, haben wir in unsern Briefen von der Ehre, von der Verstellung und andern ähnlichen Materien gehandelt; aber wir haben noch nicht an dieses Geschenke des Himmels, an den größten Reiz des Lebens, an das Band der Gesellschaft, kurz, an die Freundschaft gedacht. Die Beschreibung dieses Wortes, das man so oft gebraucht, und, wenn ich es wagen darf, das man so oft misbrauchet, ist ziemlich schwer zu finden. Die Freundschaft ist die vollkommene Vereinigung zweyer Herzen, deren Wünsche und Gedanken nur dahin gehen, ihr gegenseitiges Glück zu befordern. Dies ist, wie mich dünkt, eine richtige Beschreibung derselben. Sie müssen dies beurtheilen. Das aber ist ge-

gewiß, daß es ohne ihr keine Gesellschaft geben würde, und was sonst machet das Glück des Lebens, als die Gesellschaft? Also kann man mit Recht sagen, daß die Freundschaft ein Geschenk des Himmels sey. Für heute sey es genug hiemit; ich schliesse meinen Brief, der vielleicht schon zu lang geworden.

Ich bin

Den 8 September 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Es ist wohl wahr, Gnädiger Herr, die Freundschaft ist das höchste Gut in der Welt, und wenn man fähig ist, ihren Werth zu empfinden, so schätzet man alle übrige Güter nur in soferne, als die Freundschaft ihnen ihre Reize und Annehmlichkeiten mittheilet.

Ich habe mir in den bisherigen Briefen nicht die Ehre gegeben, ihrer zu erwehnen, weil es dabey mehr auf Empfindung als Untersuchung ankommt. Ich weis es wohl, daß man ganze Bücher von der Freundschaft, von ihren Pflichten und Rechten geschrieben habe. Ich weis es aber auch, das Niemand durch das Lesen dieser Bücher der Freundschaft fähig gemacht worden, und daß Niemand ihr sein Herz verschlossen, weil er sie nicht gelesen. Uebrigens, Gnädiger Herr, werden Sie die Güte haben Sich zu erinnern, daß wir in unsern vorhergehenden Briefen nur die moralischen Irrthümer zum Gegenstande gehabt haben. Man irret häufig, man bildet sich häufig falsche Begriffe von der Ehre, von der Verstellung, von einigen andern Tugenden und Lastern, ich habe aber nicht bemerkt, daß man sich jemals in Ansehung der Freundschaft betrogen hätte, ob man sich gleich unglücklicher Weise nur gar zu oft in Ansehung der Freunde irret. Sonst scheinet mir die Beschreibung, die Sie von der Freundschaft machen, ganz richtig zu seyn,

und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich erfreue, Sie mit einer solchen Wärme von der Freundschaft reden zu hören. Glauben Sie mir, Gnädiger Herr, wer selbst der Freundschaft fähig ist, findet immer Freunde. Unsere Zeiten sind sehr verdorben, aber noch finden sich, Gott sey Dank, immer tugendhafte Seelen, die es fühlen, daß die Freundschaft eine Bedürfniß sey, und die in ihr das gröste Glück setzen. Ich sage tugendhafte Seelen, denn alle Verbindung, wobey die Liebe zur Tugend nicht zum Grunde liegt, kann wohl auf einige Zeit den Namen der Freundschaft borgen, niemals aber wird sie ihre Reize und ihre Dauer erlangen. Kann aber die wahre Freundschaft wohl Platz in einem Herzen finden, in dem die allgemeine Neigung, alle Menschen zu lieben, nicht herrschet? diese Neigung, welche der berühmte Abt de St. Pierre die Wohlthätigkeit nannte, ein Wort, welches in der französischen Sprache fehlete, und welches zu seiner Ehre darin geblieben ist. Ich bitte Sie, Gnädiger Herr, Ihre Meynung hierüber mir zu

sagen. Ich will gerne zuweilen mit Ihrem Herzen reden; nachher wollen wir wieder Sachen vornehmen, die der Verstand zu prüfen hat. Unser Wahlspruch ist, wie Sie wissen, Abwechselung. Ich habe die Ehre zu seyn

Den 9 September 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

In der That glaube ich, mein Herr, daß die reizende Freundschaft ohne einen Hang zur Wohlthätigkeit nicht statt finde, als in dem Herzen einer einzigen Art Menschen, welche ich Menschenfeinde nenne. Sie hassen das menschliche Geschlecht blos um der Laster willen, die sie bey demselben finden, allein dieses Hasses ungeachtet lieben sie doch die, welche Tugenden besitzen, mit diesen geniessen sie

die

die Freuden der Freundschaft. Nur Tyrannen, Geissel des menschlichen Geschlechts, können ihrem Hasse gegen dasselbe keine Grenzen setzen. Solche Menschen können zwar Theilnehmer ihrer Verbrechen haben, sie können manche davon für ihre Freunde halten, von denen sie doch im Herzen gehasset werden, und die sich blos zu Werkzeugen ihrer Grausamkeiten gebrauchen lassen. Ich folgere hieraus, daß nur die Menschenfeinde bey ihrem Hasse gegen das ganze übrige menschliche Geschlecht Freunde haben können, und daß sie die einzigen sind, welche einer wahren Freundschaft fähig seyn können, ohne von der Liebe zur Wohlthätigkeit durchdrungen zu seyn. Ich bin

Den 15 Sept. 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Es ist zwar wahr, Gnädiger Herr, daß ein Menschenfeind, in der genauesten Bedeutung dieses Wortes, das menschliche Geschlecht hasse, und daß dieser Haß, womit sein Herz angefüllet ist, ihn einer aufrichtigen Freundschaft gegen irgend Jemand unfähig machet; aber dergleichen Karaktere giebt es gar nicht, zum wenigsten sind sie sehr selten, und verdienen nicht, daß man sich bey ihnen aufhalte. Die Leute, welche man gemeiniglich Menschenfeinde nennet, hassen nicht so wohl die übrigen Menschen, vielmehr sind ihre Laster und das Lächerliche, was sie an sich haben, ihnen anstößig; sie haben selbst einen grossen Eifer für die Wahrheit, für die Gerech-

rechtigkeit und für die Tugend überhaupt, und das ist sehr lobenswürdig; aber es fehlet ihnen an der Liebe gegen ihren Nächsten, an der Nachsicht gegen ihre Schwachheiten. Sie werden durch jede menschliche Unvollkommenheit aufgebracht, und endlich fassen sie nicht sowohl einen Haß, als vielmehr eine Abneigung gegen die menschliche Gesellschaft. Dergleichen Karaktere konnten wohl endlich Freundschaft für Jemand fassen, dessen Sitten der Vollkommenheit, welche sie suchen, nahe zu kommen scheinen, aber ich zweifle sehr, daß diese Freundschaft von Dauer seyn werde. Der Menschenfeind hat eine so mürrische Gemüthsart, er wird so leicht durch die geringsten Fehler der Menschen aufgebracht, daß er schwerlich lange bey der Freundschaft ausdauren wird, welche die Sanftmuth selbst ist, und welche nur durch Aufmerksamkeit, Höflichkeit und gegenseitige Nachsicht der Freunde bestehen kann. Aus allem diesen folget also, daß nur wolthätige Herzen einer wahren Freundschaft fähig seyn können, welche, von einem allgemeinen Wohlwollen gegen alle Menschen erfüllet, gegen

ein-

einander die Zuneigung und Zärtlichkeit haben, welche Empfindungen hervorbringt und uns selbst die Reize derselben schmecken lässet. Ich bitte Sie, Gnädiger Herr, lesen Sie Ciceros Abhandlung von der Freundschaft. Ich habe schon ehemals die Ehre gehabt Ihnen zu sagen, daß man aus Büchern nicht lerne, ein Freund zu seyn, wenn man aber Geschmack an der Freundschaft hat, so höret man gerne die, welche gut von ihr reden, und der römische Redner verdienet gewiß, daß man ihn hierüber zu Rathe ziehe. Sie werden bey ihm finden, daß die größten Männer des alten Roms, ein Fabius, ein Scipio u. a. eben sowohl Muster der Freundschaft als des Heroismus gewesen sind. Dies beweiset, daß die grossen Seelen allemal menschenliebend sind, und der wahre Held allemal ein guter Mensch ist. Ich habe die Ehre zu seyn.

Den

Den 16. Sept. 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie haben Recht zu sagen, mein Herr, daß die Freundschaft fast beständig mit dem Helden verbunden sey; sie ist eine seiner schätzenswürdigsten Eigenschaften, indem ich den Heroismus beschreibe, als eine Vereinigung aller der Tugenden, welche den Menschen sanft, gesellschaftlich und großmüthig machen. Wenn diese Beschreibung des wahren Heroismus richtig ist, so ist es auch klar, daß die Freundschaft unter den Eigenschaften, welche einen wahren Helden bilden, einen Platz finden müsse; denn welche Eigenschaft befördert wohl mehr die Glückseligkeit dessen, der sie besitzet, ja des menschlichen Geschlechtes, als sie? Wir haben in unsern vorhergehenden Briefen ausgemacht, daß die Freundschaft ohne

Wohl=

Wohlthätigkeit nicht möglich sey, und ich glaube, daß alle überzeuget sind, die Wohlthätigkeit mache allezeit das Glück der Menschen. Ich bin also überzeugt, daß sie sich auch beym wahren Helden finden müsse. Ich hoffe Sie werden meiner Meynung seyn, inzwischen bin ich.

Drottningholm den 23 Sept. 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Ich habe lange auf Nachrichten von Ihnen gewartet, mein Herr, und da ich keine erhalten habe, befürchte ich, daß eine unpäßlichkeit Sie abhalte, an mich zu schreiben. Inzwischen hoffe ich noch, daß einige andere Ursachen Ihr Stillschweigen veranlasset haben. Ich werde eine grosse Reise vorneh-

men.

men. Da Sie meinen Geschmack an der Abwechselung kennen, so werden Sie leicht erachten, wie groß meine Freude sey; ich denke auch an nichts anders, ja ich träume die Nächte davon. Vergeben Sie mir, mein Herr, daß ich Sie sonst mit nichts unterhalte, aber ich weiß Ihnen nichts wichtiges zu sagen, und ich kann mich nicht enthalten mit Ihnen von meiner Reise zu reden; denn jetzt ist alles Reise für mich. Ich bin

Den 24 Sept. 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Das Vergnügen, Gnädiger Herr, welches Sie auf einer angenehmen Reise einige Zeit geniessen werden, entzücket mich. Man hat mir gesagt, daß Sie zuerst nach Upsala reisen. Diese Stadt ist in mancherley Absicht

Ih-

Ihrer Neugierde würdig. Ihr Alterthum, ihre Berühmtheit, ihre Denkmale, ihre jetzige Einrichtungen verdienen gleich stark die Aufmerksamkeit eines Reisenden, und ich bin völlig überzeugt, daß nichts von allen dem der Ihrigen entwischen wird. Besonders halte ich es für ausgemacht, Gnädiger Herr, daß es Ihnen sehr angenehm seyn wird, diese dem Staate so nützliche Männer kennen zu lernen, welche ihre Zeit und ihre Talente der Unterweisung unserer Jugend gewidmet haben. Wenn Genie, Kenntnisse und Tugenden zum Glücke der Welt etwas beytragen können, wie viele Achtung und Hochschätzung sind wir nicht denen schuldig, die sich der sauren Arbeit unterziehen, den Geist und das Herz junger Leute zu bilden, ihre Neigungen zu erforschen, die verschiedenen Stuffen ihres Genies zu entwickeln, die Talente eines jeden zu benutzen, ihm den Weg vorzuzeichnen auf den er mit Erfolg wandeln kann, allen das Verlangen nach wahrer Ehre einzuflössen, die Nacheiferung unter ihnen rege zu machen; kurz, sie durch ihre Lehren zu unterrichten und durch ihr Beyspiel aufzumuntern.

muntern. Dies ist die unvollkommne Zeichnung einer guten Universität. Fast ist es unmöglich, daß ein junger Mensch, welcher in einer solchen Schule erzogen ist, sie nicht, von allen seinen Pflichten überzeugt, verlassen sollte, und dies ist der grosse Gegenstand alles Studirens. Hieraus werden Sie abnehmen, Gnädiger Herr, wie viel einem Regenten daran gelegen sey, solche Einrichtungen zu beschützen und nichts zu sparen, um ihnen alle die Vollkommenheit zu geben, deren sie fähig sind. Ich habe die Ehre zu seyn

Drottningholm den 14 Oct. 1759.

Se. Königl. Hoheit an den Herrn Grafen Scheffer.

Vielleicht, mein Herr, werden Sie mich meiner Unachtsamkeit wegen anklagen; allein ich habe nicht die Zeit gehabt, Ihnen eher

auf Ihren letzten Brief zu antworten. Ich bin zu Upsala gewesen, mein Herr, und ich habe alles so gefunden, wie Sie es mir gesaget haben. Gewis, es ist eine der ersten Sorgen eines Königs, über die Erziehung der Jugend zu wachen, denn durch sie kann man gute Bürger bilden, und diese machen einen Staat blühend, sie machen ihn glücklich. Upsala ist ein Ort, welcher der ganzen Welt seines Alterthums wegen und seines alten Ansehens halber ehrwürdig ist. Da haben so viele Könige mit so grossem Ruhme regieret. Da ist das Christenthum zuerst im Norden eingeführet worden. Der Tempel des Odins, wohin alle Nordische Völker sich zusammen drängeten, in eine christliche Kirche verwandelt, ist ein Monument der menschlichen Abwechselungen, und unsers Glücks, daß wir eine Religion haben, die ewig dauren wird, und die nichts von der Zeit zu befürchten hat. Ich endige mit dieser Betrachtung meinen Brief, und bin

Den

Den 20 October 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Ich bin entzückt, Gnädiger Herr, daß Sie mit Ihrer Reise nach Upsala vergnügt sind. Die Ehre dieser Universität liegt mir sehr am Herzen; und es ist schon eine Ehre, wenn man der Neugierde eines Reisenden, wie Sie, genug thun kann. Man hat mir gesagt, daß während Ihres dortigen Aufenthalts ein Satz vertheidiget worden, wodurch man die Vorzüge beweisen wollen, welche die Eigenschaften des Herzens vor den Vollkommenheiten des Geistes haben. Ich weis nicht, ob diese akademische Uebung der Erwartung der Zuhörer gemäß ausgefallen sey, aber das weis ich wohl, daß man, meiner Meynung nach, keinen wichtigern und nützlichern Gegenstand wählen konnte, zu einer

Zeit, da die Sittenlehre unglücklicher Weise so sehr unter uns verfallen ist. Man frägt nicht mehr, was recht und anständig sey, man verlangt nur zu wissen, was Nutzen bringe. Die Verschlagenheit hat sich schätzbar gemacht, und man kann einen Menschen nicht mehr loben, als wenn man von ihm saget, daß er ein listiger und verschlagener Mann sey, welches in allen gesitteten Ländern fast ein Schimpfwort ist. Ein treuherziger und aufrichtiger Mann, welcher nur seine Pflicht kennet, dem nur das allgemeine Wohl am Herzen lieget, und dem Privatabsichten gleichgültig sind, ein solcher Mann stehet bey seinen Mitbürgern fast nie in Achtung; diese ist vielmehr denen vorbehalten, die ihr und anderer Glück zu machen wissen, ohne sich viel um die Mittel zu bekümmern, die sie dazu anwenden müssen. Dies Uebel wird Ihnen ohne Zweifel sehr groß scheinen, Gnädiger Herr, und Sie werden mich nach dem Hülfsmittel dagegen fragen. Das nachdrücklichste würde seyn, die Religion wieder herzustellen, die fast in aller Herzen erloschen ist. Ihre Moral ist die vollkommenste,

und

und wer ein wahrer Christ ist, wird gewis ein ehrlicher Mann und ein guter Patriot seyn. Sonst ist es gewis —

Den 21 October 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Ich bin darin mit Ihnen einig, mein Herr, daß die Eigenschaften des Herzens den Eigenschaften des Geistes vorzuziehen sind. Aber ich kann Ihrer Meynung nicht seyn, wenn Sie an einer andern Stelle Ihres Briefes sagen: „die Verschlagenheit hat sich bey der „Nation schäzbar gemacht.“ Vielleicht verblendet mich die Liebe, die ich für die Nation hege, denn ich bin ein gebohrner Schwede, und ich mag nicht den Argwohn hegen, daß meine Landsleute solche Gesinnungen hegen sollten. Vielleicht halte ich sie der Verstellung

unfähig, weil ich bey andern gerne eben solche Gesinnungen vermuthen wollte, als ich selbst hege. Ueberdem ist die schwedische Nation allezeit wegen ihrer Aufrichtigkeit berühmt gewesen. Wenn man bey andern gesittetern aber auch weniger aufrichtigern Nationen, einen wahrhaften Mann beschreiben wollte, so sagte man, er ist so aufrichtig, als ein Schwede. Ein solcher Tribut, den andere und selbst feindliche Nationen, die sich verpflichtet hielten, die Tugend auch beym Feinde zu loben, der schwedischen Aufrichtigkeit gegeben haben, muß sie wohl bey Ihnen von dem Verdachte, den Sie hegen, frey machen. Sie kann sich wohl in einer so kurzen Zeit nicht so sehr verändert haben und in das Entgegengesetzte verfallen seyn. Dies mag für heute genug seyn.

Ich bin

Den 27 October 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Es ist sehr lobenswürdig, Gnädiger Herr, seine Nation zu lieben; man muß aber sein Vaterland noch mehr lieben. Man kan seine Nation, das ist, die Zeitverwandten, mit denen man lebt, zu sehr lieben; man kann ihre Fehler übersehen, ihre guten Eigenschaften vergrössern, mit einem Worte, man kan von dem Geschmacke und von der Gewohnheit, die uns mit ihnen verbinden, hintergangen werden. Es giebt überdem eine Liebe zu seiner Nation, die eigentlich nichts als Eigenliebe ist, und welche machet, daß man aus Eitelkeit seine Nation über alle andere wegsetzet, aus einem geheimen Stolze, welcher sich einen Theil der Ehre zueignet, die man der ganzen Nation so verschwendrisch

zutheilet. Die Liebe des Vaterlandes hat keine von diesen Schwachheiten. Diese Liebe, welche man mit einem andern Ausdrucke die Liebe des allgemeinen Wohls nennen kan, zeiget uns die Fehler sowohl, als die guten Eigenschaften unserer Nation, ganz deutlich. Sie decket die Fehler auf, um sie zu verbessern, in der Ueberzeugung, daß sie oft nicht vorhanden sind, weil man sie nicht kennet. Nach diesen allgemeinen Betrachtungen werde ich die Ehre haben Ihnen zu sagen, Gnädiger Herr, daß unsere Nation würklich verschiedene vortrefliche Eigenschaften besitze. Das Volk ist im Grunde gut, es liebet die Ehre, es ist tapfer aber friedfertig, seinen Pflichten getreu, leicht zu lenken, wenn es nur versichert ist, daß man gerechte Sachen von ihm verlanget. Leute von höherem Stande haben ohne Zweifel die Anlage zu allen diesen Tugenden des Volks, aber der Luxus, welcher unter ihnen eingeführet ist, hat dieses Verderbniß der Sitten verursachet, worüber ich mich in meinem lezten Briefe beschwerete.

Sie

Sie haben noch nicht Gelegenheit gehabt, dieses Verderbniß Selbst kennen zu lernen, ich muß Sie aber davon benachrichtigen, Gnädiger Herr, weil ich eine Ahndung habe, daß Sie einmal ein grosses dazu werden beytragen können, derselben abzuhelfen. Den ersten Schritt dazu werden Sie thun, ich wage dies nochmal zu wiederholen, wenn Sie mit Worten und Werken zeigen, daß Rechtschaffenheit, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit und Eifer für das allgemeine Wohl am höchsten von Ihnen geschätzet werden, und eben so vom Allgemeinen geschätzet zu werden verdienen. „Mit dem grösten Verstande kann „man nur ein weiser Mann seyn, und keiner „wird ein grosser Mann werden, der nicht „ein grosses Herz und eine grosse Seele da„bey hat *).“ Jetzo scheinet man nicht so zu denken. Wenn die Eigenschaften des Herzens für die schäzbarsten angesehen würden, so würde man sie weit höher schätzen, allein nichts beweiset das Gegentheil besser, als

*) Trublet.

was ich bereits die Ehre gehabt habe, Ihnen von der Art zu loben anzuführen, wenn man jemand recht nachdrücklich loben will. Es scheinet, als wenn wir hierinn ganz aufrichtig handeln, und würklich glauben, daß gewisse Talente des Geistes gewisse Eigenschaften des Herzens überflüßig machen. Dies ist vielleicht der Fall, von dem ich bereits angemerkt habe, daß ein Fehler vielleicht nur darum nicht vorhanden sey, weil er nicht bekannt ist, und Sie werden schon die Hälfte der Verbesserung gemacht haben, wenn Sie die Unwissenheit, welche diesen Irrthum hervorbringt, vertreiben werden. Nachher werden Sie Sich bemühen müssen, Gnädiger Herr, wo es möglich ist, den Luxus zu vernichten, oder wenigstens zu vermindern. Dieser Luxus ist für die Sitten einer Nation die wahre Büchse der Pandora, aus der alle Uebel hervorkommen, die die Sitten verderben. Die Grenzen eines Briefes erlauben mir nicht, Ihnen diese Wahrheit heute zu beweisen. Ich behalte mir die Ehre vor, Sie ein andermal damit zu unterhalten.

Ich

Ich merke aber, Gnädiger Herr, daß wir seit langer Zeit nicht von Neuigkeiten in unsern Briefen geredet haben; ich weis gar nicht mehr, was in der grossen Welt vorgehet. Ich bitte Sie, mir davon Nachricht zu geben, wenn sie auch nur allgemein ist. Wenn es wahr ist, wie ich habe sagen hören, daß die lange Krankheit des Königs von Spanien sich endlich mit seinem Tode geendiget habe; daß Don Carlos, König von Neapel, zu seinem Nachfolger erkläret worden, und daß bis zur Ankunft dieses Monarchen in seine neue Staaten die Regierung derselben der verwittweten Königinn anvertrauet sey; so scheinet dies ein Vorfall zu seyn, der für die allgemeinen Angelegenheiten Europens von grossen Folgen seyn müsse. Ich kann es mir vorstellen, daß hierüber viele Muthmassungen gemacht werden. Die besten Politiker wissen es recht wohl, daß sie sich öfterer irren, als ihre Muthmassungen eintreffen, nichts destoweniger muß man muthmassen. Wenn es einige Unbequemlichkeit mit sich führet, übel von dem Zukünftigen

zu

zu urtheilen, so ist solche doch bey weitem grösser, wenn man sich gar nicht darum bekümmert. Ich habe die Ehre zu seyn

Den 23 October 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie sagen, mein Herr, man könne seine Nation zu sehr lieben. Sie werden mir erlauben hierauf zu antworten, daß ich glaube, die Gesellschaft überhaupt müsse sich dabey sehr wohl befinden, denn diese Liebe kann nur gute Bürger ziehen, welche solche blühend zu machen sich bemühen werden. An einer andern Stelle Ihres Briefes sagen Sie, daß es besser sey, sein Vaterland zu lieben, aber noch sehe ich den Unterscheid davon nicht ein. Ich bitte Sie inständigst, mir zu sagen, was

Sie

Sie für einen Unterscheid zwischen diesen beiden Wörtern machen. Man hat Ihnen die Wahrheit gesaget, da man Ihnen den Tod des Königs von Spanien berichtet, er ist im abgewichenen Augustmonath gestorben. Dieser Vorfall, der an sich traurig ist, muß seinen Unterthanen, von welchen er geliebet ward, sehr schmerzhaft seyn, aber seine langwierige Krankheit hat ihnen diesen Todesfall lange vorher gesaget, und dadurch ihre Betrübniß gemildert. Leben Sie wohl, mein Herr. Wichtigere Neuigkeiten habe ich nicht. Ich bin

Den 1 November 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie fragen mich in Ihrem letzten Briefe vom 27 October, was der Tod des Königs von

von Spanien und die Gelangung des Don Carlos zur Krone für Folgen gehabt habe. Aber, mein Herr, ich habe Ihre Neugierde hierüber nicht eher befriedigen können. Don Carlos ist dadurch in eine sehr verwirrte und für einen zärtlichen Vater und guten König sehr unglückliche Lage gekommen. Sein ältester Sohn, Don Philipp, ist der Regierung unfähig. Der König von Spanien hat also wählen müssen, entweder seine Völker durch einen König unglücklich zu machen, der seine Pflichten nicht würde erfüllen können, oder seinem Sohne ein Recht zu entziehen, dessen er sich durch kein Verbrechen unwürdig gemacht. Er hat das letztere gewählet, weil er dadurch nur einen Sohn unglücklich machte, da er durch das erstere Millionen Unglückliche gemacht haben würde. Dem ungeachtet glaube ich, daß er den Vortheil des Staats mit dem Vortheile seines Sohnes hätte vereinigen können. Er konnte seinem zweyten Sohne die Regentschaft des Reichs übertragen, und dem ältesten alles Aeusserliche der königlichen Würde lassen.

Dadurch könnte er beyder Vortheile vereinigen und den Schein einiger Ungerechtigkeit vermeiden. Leben Sie wohl, mein Herr, und theilen Sie mir Ihre Gedanken hierüber mit. Ich bin

Den 3 Novemb. 1759.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Es ist wahr, Gnädiger Herr, in der gewöhnlichen Sprache bedeuten die beyden Ausdrücke, seine Nation lieben und sein Vaterland lieben, beynahe einerley. Sie wissen aber auch, daß es keine vollkommne Synonimen gebe. Desfalls habe ich in meinem letzten Briefe den Unterscheid zwischen der Liebe zu seiner Nation und der Liebe zu seinem Vaterlande festgesetzet, und wenn Sie diesen Brief nochmal aufmerksam durchlesen wollen,

wollen, so werden Sie finden, daß dieser Unterscheid würklich groß sey. Ich würde auch Ihren Einsichten zu nahe treten, wenn ich ihn noch weitläuftiger entwickeln wollte.

Ich statte Ihnen tausend Dank ab, Gnädiger Herr, für die wichtigen Nachrichten, welche Sie mir von dem Zustande der Angelegenheiten in Neapel und Spanien mittheilen wollen. Diese jetzt so sehr bestätigte Schwäche des Verstandes des Prinzen Don Philipp ist eine erschreckliche und beweinenswürdige Sache. Welche Situation für einen Vater, genöthiget zu seyn, der ganzen Welt sein häusliches Unglück bekannt zu machen, das ihm ohnedem schon mehr als zu empfindlich gewesen. Inzwischen glaube ich, daß dieser höchstens zu beklagende Monarch bey einer so zärtlichen Sache die besten Maasregeln genommen habe, die er wählen konnte. Das Mittel, welches Sie vorschlagen, Gnädiger Herr, scheinet mir ganz und gar nicht möglich. Sie müssen Sich bey dieser Idee nicht daran erinnert haben, was die königliche Würde sey. König zu seyn, ist

ohne

ohne Zweifel eine grosse Würde, da sie die erste auf der Welt ist, aber es ist noch ein weit grösseres Amt, es ist das allerbeschwerlichste Amt auf dem ganzen Erdboden. Wer nicht im Stande ist, die Pflichten dieses Amtes zu erfüllen, der kann und muß auch nicht die Rechte dieser Würde geniessen. Dieses ist so natürlich und so allgemein anerkannt, daß ich glaube nicht nöthig zu haben, mich in eine weitere Erläuterung hierüber einlassen zu dürfen. Ich habe die Ehre zu seyn.

Den 4 November 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie haben gewissermassen Recht, mein Herr. Die königliche Würde ist die erste in der Welt, und auch die schwerste von allen. Daraus folgern Sie, daß keiner die mit dieser

ser Würde verbundenen Vorzüge geniessen müsse, der nicht fähig sey, die Pflichten derselben zu erfüllen. Erlauben Sie mir aber, Ihnen zu sagen, daß Sie meine Meynung nicht recht gefasset haben. Ich habe in meinem Briefe gesaget, daß ein Regent hätte können verordnet werden, welcher unter dem Namen des Prinzen Don Philipp die Regierung geführet hätte. Dadurch würde das Volk eben so gut beherrschet, und sogar der Schein einer Ungerechtigkeit vermieden worden seyn. Ueberdem habe ich zu allem diesen sehr gute Gründe gehabt, die ich in dem Buche gefunden, das den Titel führet: Le Droit politique. Alles, was ich mit wenigen Worten gesaget habe, ist darin weitläuftig ausgeführt. Sagen Sie mir, mein Herr, ob Sie meinen Einwurf nicht gegründet finden. Ich bin

---

Den 17 Novemb. 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Ich habe das Buch, Gnädiger Herr, worauf Sie Sich zur Bestätigung der Meynung berufen, welche ich zu bestreiten mir die Freyheit genommen habe, nicht bey der Hand. Ich werde es ungesäumt aufsuchen, und sodann die Ehre haben, Ihnen zu sagen, was ich davon denke. Bis dahin wollen wir von einer andern Sache reden.

Ich gestehe Ihnen, daß das Betragen der englischen Nation, welches in vielen Stücken lobenswürdig, in anderen, so wie alles in der Welt unvollkommen, tadelnswürdig ist, mir vor dem Betragen anderer Nationen in Ansehung eines Punktes sehr vorzüglich scheinet, nemlich in der Art, wie

sie die Tugenden und glorreichen Handlungen ihrer Mitbürger belohnet. Sie wissen vermuthlich, Gnädiger Herr, daß zwischen den Engländern und Franzosen in Amerika eine Schlacht vorgefallen sey, daß diese letztere geschlagen worden, daß die Hauptstadt von Canada sich dem Ueberwinder ergeben, und daß der englische Feldherr alle diese Vortheile, die nach dem Geständnisse der übrigen Anführer einzig und allein durch seinen Eifer, Muth und Genie erhalten worden, mit seinem Blute und Leben bezahlet habe. Was thun die Engländer, um das Andenken dieses seinem Vaterlande so nützlichen Bürgers zu ehren? Das Parlament hat befohlen, daß ein Kriegsschiff ausdrücklich dazu soll bewaffnet und abgeschickt werden, den Leichnam des Feldherrn Wolfs aus Amerika abzuholen; daß er nach London soll gebracht und in der Kapelle zu Westmünster, dem Begräbnißorte der grosbrittannischen Könige, beygesetzt werden; und daß ihm auf Kosten der Nation in eben dieser Kapelle ein Monument soll errichtet werden, welches der Nachwelt den Namen

men und den Ruhm dieses Helden aufbewahren möge. Welches Herz wird bey dem Anblicke eines solchen Monuments kalt bleiben können? Wer wird nicht vom Verlangen seinem Vaterlande zu dienen angefeuret werden, wenn er siehet, daß die Dienste auf eine so edle Art belohnet werden? Und glauben Sie nicht, Gnädiger Herr, daß blos die Verstorbenen die Belohnung ihrer Tugenden erhalten; fast thun die Engländer nicht weniger für die Lebenden, wenn sie es verdienen. Der Pallast Blenheimhouse ward für den Herzog von Marlborough bey seinem Leben erbauet, und jetzt ist der Name des Forts Duquesne in Pittburg verwandelt, um das Andenken des Ministers zu verewigen, welcher durch seinen Betrieb und Standhaftigkeit so viele Vortheile vorbereitet und erworben hat. Es scheinet aber auch, als wenn diese Nation, welche so eifrig ist, nützliche Handlungen zu belohnen, es fast zu sehr in der Beahndung nachtheiliger Vorfälle sey. Das schlechte Grab des Admirals Bing macht einen fürchterlichen Contrast mit dem

schönen Mausoleum des Feldherrn **Wolfs.** Vielleicht duldet die menschliche Natur keine grössere Vollkommenheit; vielleicht würden gewisse Tugenden ohne solche Neigungen, welche gewisse Laster zeugen, niemals seyn. Dies ist eine Frage, die Sie, Gnädiger Herr, gelegentlich untersuchen werden. So viel ist gewiß, daß übertriebene Strafen sowohl, als Belohnungen, in der Politik noch besser sind, als der gänzliche Mangel von beyden. Der Staat kann bey einer Strenge, die alles bestrafet, bestehen, aber nicht bey der Nachsicht, die alles verzeihet, und wenn man viele Eifersüchtige in Ländern fürchten muß, wo übertriebene Belohnungen ertheilet werden, so muß man noch vielmehr befürchten, daß in Ländern, wo gar keine Belohnungen statt finden, alle Nacheiferung aufhören müsse.

Den 18 Novembr. 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie geben mir von einer vortreflichen Handlung der englischen Nation Nachricht, mein Herr. Es ist schön, wenn Regenten die Tugend auf eine glänzende Art belohnen; aber ich kann nicht Ihrer Meynung seyn, mein Herr, wenn Sie sagen: daß das Uebermaaß der Strafen sowohl als der Belohnungen in der Politik noch besser sey, als der gänzliche Mangel von beyden. Ein König und eine Nation muß so wenig als möglich zu den Strafen greifen, und wenn sie dazu gezwungen sind, müssen sie so gemäßigt seyn, als nur immer möglich ist. Die Sache des Admirals Bing, wovon Sie reden, ist den Engländern als eine unerhörte Grausam-

keit und als eine Barbarey vorgeworfen worden, die unsern aufgeklärten Zeiten ganz unwürdig sey. Noch mehr, mein Herr, man kann gar keine Neigung haben, sich unter einer Nation niederzulassen, welche kleine Fehler so grausam bestrafet. Sie könnten einwenden, durch des Admirals **Bing** Fehler sey eine Schlacht verlohren, und die Uebergabe von **Port Mahon** verursachet worden. Aber viele andere Feldherrn haben einen gleichen Fehler begangen. Der Marschall von **Tallard** verlohr die Schlacht bey **Höchstätt. Ludwig XIV.** beklagte ihn, bestrafte ihn aber nicht. Ich erinnere mich allezeit der schönen Antwort, welche eben dieser König den Feinden des Marschalls von **Villars** gab, als sie ihm sagten, daß der Marschall eine Schlacht verlohren hätte. Er antwortete: **Türenne** hat auch Schlachten verlohren. Ich erwarte Ihre Antwort mit Ungedult, um zu erfahren, ob Sie meine Einwendungen gegründet finden.

Den

Den 24 Novemb. 1759.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Wenn Sie mir die Ehre erzeiget hätten, Gnädiger Herr, meinen letzteren Brief mit etwas mehr Aufmerksamkeit zu lesen, so würden Sie wahrgenommen haben, daß ich das Betragen der Engländer in Absicht des Admirals Bing weder loben noch einmal rechtfertigen wollen. Vielmehr habe ich ihre ausserordentliche Härte, um nicht mehr zu sagen, gerügt. Ich füge jetzo noch hinzu, um Sie desto stärker von meiner Denkungsart hierüber zu überzeugen, daß Sie Selbst, Gnädiger Herr, diesem Admirale Unrecht thun, wenn Sie glauben, daß Port Mahon durch seine Schuld verlohren gegangen sey; Er hat das Gegentheil bey seinem Processe

cesse sehr wohl bewiesen. Wenn es auch wahr seyn sollte, daß er den Verlust der Schlacht, wodurch dieser Ort verlohren gegangen seyn soll, durch einen Fehler verursacht hätte, so muß man doch gestehen, daß es grausam war, einen Fehler so zu bestrafen, als man nur ein Laster hätte bestrafen können.

Auf der andern Seite glaube ich aber auch eben so wenig, Gnädiger Herr, daß die Aufführung **Ludwigs** XIV. gegen die Feldherren, welche Frankreichs Unglück in dem Kriege von 1700 verursachten, ein nachahmenswürdiges Beyspiel sey. Es ist ein ziemlich weiter Abstand von der äussersten Strenge bis zur Unbeahndung; und wenn es ein Vergehen wider die Gerechtigkeit, selbst wider die Menschlichkeit ist die Unfähigkeit zur Befehlshaberstelle mit dem Tode zu bestrafen, so ist es auch gewiß ein Vergehen gegen das allgemeine Wohl, Jemanden diese Stelle zu lassen, von dem es ausgemacht ist, daß er derselben vorzustehen unfähig sey. Das Aeusserste ist also allemal eine furchtbare Klippe:

einsichtsvolle Huld und von der Weisheit gelenkte Güte wissen sie zu vermeiden, und die Fehler von den Lastern zu unterscheiden; sie vergeben die ersteren und bestrafen die letzteren. Allein blosse Fehler können traurige Folgen für den Staat haben, und die Verzeihung derselben muß so eingerichtet seyn, daß neue nicht können begangen werden.

Die letzten Briefe aus Frankreich enthalten eine sehr merkwürdige Neuigkeit. Der König, alle Hofleute und sogar alle Privatpersonen haben ihr Silbergeschirr in die Münze gesandt, um Geld daraus schlagen zu lassen, und dadurch dem öffentlichen Schatze eine neue Quelle zur Bestreitung des Krieges zu verschaffen. Der König von Frankreich und sein Conseil müssen die Fortsetzung des Krieges für die Ehre und Sicherheit des Reichs ganz nothwendig halten, daß sie viel lieber, nachdem alle gewöhnliche Mittel erschöpfet worden, ihre Zuflucht zu einer so geringen Hülfe nehmen, als dem Feinde den Frieden vorschlagen wollen. Bey dieser Voraussetzung ist es würklich reizend alle Glieder

des Staats zur Erreichung der Absichten der Regierung mit so vielem Eifer beytragen zu sehen. Es ist reitzend eine Nation, die gleichsam im Luxus versenkt ist, sich plötzlich ihrer Eitelkeiten entäussern zu sehen, um das allgemeine Wohl zu befördern; es ist reitzend das Beyspiel des Königs so schleunig und so allgemein nachgefolget zu sehen, aber bey weiten reitzender, daß der König es gegeben hat.

Wir müssen eingestehen, Gnädiger Herr, daß man nicht Unrecht gehabt hat, die guten Könige mit der Gottheit zu vergleichen. Wie dieselbe, wissen sie die Herzen der Menschen zu ändern, weil ihre Sitten und Handlungen die innern Federn spannen, welche sonst allen Gesetzen entwischen. Ich habe die Ehre

Stock-

Stockholm den 25 Novemb. 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Gewiß, mein Herr, das äusserste ist allemal schädlich, wenn man aber zwischen beyden wählen muß, so ist, meiner Meynung nach, die Gnade allezeit der strengen Bestrafung vorzuziehen. Noch bewundert man die Gnade des August, ewig wird man die Strenge des Tibers verabscheuen, welcher den Sejan eines so grausamen Todes sterben ließ. August veränderte durch seine Milde das Herz des Cinna, anstatt daß Tiber sich verhaßt machte, ob er gleich keine Ungerechtigkeit begieng. Er zeigte aber einen Hang zur Rache, die die Herzen der Römer ihm nothwendigerweise, abwendig machen mußte. Ludwig XIV, dessen Aufführung sie tadeln, mag weniger Unrecht haben als Sie glauben.

Seine

Seine Feldherren hatten in der That Fehler begangen, welche Frankreich manchen grossen Verlust zugezogen hatten, aber er durfte sie darum nicht muthlos machen. Ueberdem hatte Ludwig XIV. keine andere Feldherren. Der Marschall von Villars, der einzige, welcher keine beträchtliche Fehler gemacht hatte, war beschäftiget die sevennischen Aufrührer zum Gehorsam zu bringen; Tallard war gefangen in Engelland, und die übrigen waren in Savoyen, in Deutschland und in den Niederlanden. Sie waren die einzigen, deren Frankreich sich bedienen konnte, sollte man ihnen durch Verweise wegen des geschehenen allen Muth benehmen? Nein, Ludwig XIV. handelte klug, ihrer zu schonen, und man muß glauben, daß sie ihr möglichstes thaten, ihre Fehler wieder gut zu machen. Leben Sie wohl, mein Herr, ein längerer Brief würde ihnen langweilig werden. Ich bin

---

Den

Den 1 Decembr. 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Es scheinet, Gnädiger Herr, daß Sie Sachen mit einander vermischen, die an sich selbst sehr verschieden sind, da Sie den Tiber in einem Zeitpunkte nur der Strenge beschuldigen, in welchem die Geschichte ihn als einen sehr grausamen Fürsten schildert. Ein strenger Mann fordert die größte Genauigkeit in der Beobachtung aller Pflichten, er siehet nur aufs Gesetz, und verzeihet nicht, was die Gesetze verdammen. Ein grausamer Mann hingegen findet ein Vergnügen daran andere leiden zu lassen, und ohne auf Gesetze und Gerechtigkeit zu sehen suchet er nur sein Vergnügen zu befriedigen, und dies wird die Triebfeder aller seiner Handlungen. Ein strenger Fürst bestrafet alles,

alles, was strafwürdig ist, oft aber leidet er selbst bey denen Strafen, die er aufleget. Ein grausamer Fürst wartet mit der Strafe nicht bis er etwas strafbares findet, und siehet in den Bestrafungen anderer seine Befriedigung. So war Tiber, besonders gegen das Ende seiner Regierung. Sein Betragen gegen den Asinius Gallus, den Schwiegersohn der Agrippina, giebt davon ein merkwürdiges Beyspiel, um nicht von anderen zu reden, welche die Geschichte anführet. Also, Gnädiger Herr, müssen wir wohl zugeben, daß wenn die Strenge nicht allemal lobwürdig ist, das Beyspiel des Tibers sie doch nicht tadelnswürdig machen könne.

In Ansehung Ludwigs XIV, dessen Nachsicht gegen die Feldherrn Sie entschuldigen, werden Sie mir erlauben, meine Beurtheilung, welche ich die Ehre gehabt habe, in meinem letzten Briefe anzuführen, durch das Beyspiel eines Fürsten zu unterstützen, der den Krieg wol so gut verstehet, als Ludwig XIV. Der König von Preussen hat neulich einen General, den Herrn von Horn,

auf

auf die Vestung Spandau setzen lassen. Er führete vor einigen Wochen den Befehl in Wittenberg, und er schien in den Augen des Königs strafbar, weil er diese Stadt, deren Vertheidigung ihm aufgetragen war, den Oesterreichern ohne Noth eingeräumet hatte. Ich glaube ganz gewiß, daß der Herr von Horn sie besser hätte vertheidigen können, weil ein so einsichtsvoller Herr es davor gehalten hat. Aber gewiß hatten die Herren von Marsin und von Villeroi weit grössere und weit wichtigere Fehler begangen. Vielleicht möchte es genug seyn, einen General bey solcher Gelegenheit seiner Dienste zu entlassen, ohne ihn weiter zu strafen; es scheinet, daß die Gnade der Strenge vorzuziehen sey, wenn sie nur den künftigen Uebeln eben so nachdrücklich vorbeuget. Inzwischen haben andere grosse Könige es in diesem Fall eben so gemacht, als jetzo der König von Preussen, und man kann sich schwerlich in den Kopf setzen, besser wissen zu wollen, was die Kriegszucht erfordert, als sie.

Inzwischen bitte ich Sie, Gnädiger Herr, aus allen diesem, was ich die Ehre gehabt habe, Ihnen über Ludwigs XIV. Gleichgültigkeit gegen seine Generale zu sagen, nicht zu folgern, daß ich die Gnade überhaupt tadeln wolle; dies ist allezeit eine Tugend, welche den Grossen Ehre macht, und die man ihnen nicht genug empfehlen kann. Aber die, welche regieren, können und müssen ihrer Stimme kein Gehör geben, wenn das allgemeine Wohl verlanget, nur die Stimme der Gerechtigkeit zu hören. Dies sind sehr unangenehme Stunden für gute und zärtliche Herzen, und zweifelsohne müssen die, welche die höchste Gewalt so sehr schätzen, nicht an diese Uebel denken, welche davon unzertrennlich sind.

Stockholm den 2 Decembr. 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Ohne Zweifel, mein Herr, ist die Gnade eine der schätzbarsten Tugenden der Monarchen. Sie macht der Menschlichkeit so viele Ehre, daß die, welche über Menschen herrschen, sie als ihre erste Tugend ansehen sollten. Mich dünkt aber auch, sie können solche nicht zu weit treiben, und Sie werden mir erlauben hierinnen Ihre Meynung zu bestreiten. Eine so wolthätige Tugend, als diese, kann nie üble Folgen haben. Ich erinnere mich allemal des schwedischen Sprichworts, welches saget: Im zweifelhaften Fall sey es besser einem Schuldigen zu verzeihen, als einen Unschuldigen zu strafen. Ich wiederhole es nochmals: Ein gnädiger König

kann nie Ungerechtigkeiten begehen, dagegen kann ein strenger König sie begehen, ob er es gleich nicht will. Ich folgere hieraus, daß der erstere den Vorzug für den andern zu verdienen scheinet, weil er, soviel nur möglich ist zu vermeiden suchet, das Blut seiner Unterthanen zu vergiessen, und dadurch ein wahrer Vater derselben wird, anstatt daß der andere vielmehr das Amt eines Scharfrichters als eines Vaters über sein Volk ausübet. Ich bin

Den 8 Decemb. 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Die Bescheidenheit, Gnädiger Herr, ist eine so vortrefliche Tugend, dabey aber so selten, daß man, zur Ehre der Menschlichkeit, die Züge sammeln und in Erz oder Marmor graben sollte, welche beweisen, daß sie noch würk-

würklich vorhanden sey, oder, wenn sie sich ganz verliehren sollte, den nachkommenden Geschlechtern beweisen könnten, daß sie einmal vorhanden gewesen. Eben habe ich einen Zug von dieser Art erfahren, und ich gebe mir sogleich die Ehre Ihnen solchen mitzutheilen. Der Feldmarschall Daun wollte neulich einem General, der bey seinem Heere dienete, den Befehl über einen abgesonderten Haufen übertragen, welcher ein besonderes Unternehmen ausführen sollte. Der General hat die Ehre ausgeschlagen, welche der Feldmarschall ihm zugedacht hatte, und hat offenherzig gestanden, daß er sich blos fähig hielte zu gehorchen; er stünde aber dafür ein, daß er seine Schuldigkeit thun wollte, wenn er unter den Befehlen eines anderen stünde, bey welcher Gelegenheit es auch seyn, und welcher Gefahr man ihn auch aussetzen würde; daß aber der Oberbefehl über seine Kräfte und über seine Talente sey. Sie werden Sich wohl vorstellen, Gnädiger Herr, daß eine so seltene Bescheidenheit dem Feldmarschall Daun die

größte Bewunderung eingeflösset habe. Er glaubte, daß der, welcher derselben fähig sey, auch wohl dem Auftrage gewachsen seyn könnte, zu dem er ihn bestimmt hatte. Er trug ihm also die Sache wider seinen Willen auf, versicherte ihm aber dabey, um seinem lobenswürdigen Mistrauen nachzugeben, daß er ihm sogleich zu Hülfe kommen wollte, wann etwas vorfallen würde, das ihn in Verlegenheit setzen könnte. Der Erfolg zeigte, daß der Feldmarschall richtig geurtheilet hatte. Der bescheidene General hat seinem Auftrage völlige Genüge geleistet, und gezeiget, daß seine Bescheidenheit nicht die Würkung seiner Unwissenheit gewesen, und dies vergrössert noch den Werth seiner Tugend und seiner Ehre, die er zur Belohnung erhalten.

Bey dieser Gelegenheit, Gnädiger Herr, werden Sie anmerken, daß die Bescheidenheit, welche man gewöhnlich nur als eine gesellschaftliche Tugend ansiehet, den Tugenden sollte zugezählet werden, welche für das allgemeine Wohl sehr wesentlich sind. Wie viele würden nicht, wenn sie allgemeiner wäre,

von selbst Bedienungen ausschlagen, wornach sie sich so eifrig bemühen, und denen sie so schlecht vorstehen, wenn sie sie erhalten haben? Und wie viel Mistrauen würden nicht die Fürsten, welche sie vergeben, bey dieser für den Staat so wichtigen Wahl in ihre eigene Einsichten setzen und wie sorgsam würden sie nicht Rath suchen, ehe sie sich zu einer Wahl entschliessen? Ludwigs XIV. Antwort, bey der Gelegenheit da er den Herrn von Chamillard dem Kriegsdepartement vorsetzte, ist bekannt. Man stellete ihm vor, daß dieser künftige Minister, ob er sonst gleich ein verdienstvoller Mann sey, nicht die Kenntnisse besässe, welche eine solche Stelle erforderte. Ich werde ihn bilden, antwortete dieser stolze Monarch, und in diesem Vertrauen wählete er einen Mann, der seine Angelegenheiten in Unordnung brachte, und den er doch endlich entlassen mußte, nachdem er selbst eine Erfahrung gemacht hatte, die Frankreich sehr kostbar ward. Wenn Ludwig XIV. in diesem Augenblicke bescheidener gewesen wäre, er hätte sich viele Sor-

gen ersparen können. Man kann also, wie mich dünkt, die Bescheidenheit nicht genug empfehlen, allen Menschen überhaupt, damit sie sich der Gesellschaft desto gefälliger machen; denen, die in die Laufbahn der Ehre eintreten, damit sie sich nicht in Aemtern verunehren, welchen sie nicht gewachsen sind; endlich den Fürsten und Regenten, damit sie nicht dem Staate Nachtheil verursachen, wenn sie ihren eigenen Kenntnissen zu viel trauen, besonders bey der Wahl der Menschen, welche recht kennen zu lernen sie so wenig Gelegenheit haben. Ich habe die Ehre zu seyn.

Den 16 December 1759.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Ohne Zweifel, mein Herr, ist die Bescheidenheit eine sehr schöne Tugend, und sogar, wie

wie Sie auch anmerken, eine sehr nützliche Tugend für das allgemeine Wohl. Der General, dessen Sie erwehnen, wird den angetragenen Befehl ausgeschlagen haben, weil er wußte, daß ein anderer ihn mit besserem Erfolge ausführen und also dem allgemeinen Beßten vorzüglicher dienen würde; eine Absicht, die allemal sehr lobenswürdig und sehr gut ist. Allein, darf ich Sie fragen, mein Herr, ob dies nicht zu viel gewagt seyn würde, wenn ein junger Officier, dessen Verdienst noch nicht völlig ausgemacht ist, eine solche Entschuldigung machen wollte? Man könnte von ihm glauben, daß es ihm an Muth fehle. Inzwischen, so bald das allgemeine Wohl es fordert, muß man alle andere Betrachtungen bey Seite setzen, und wenn man sich unvermögend fühlet, einen Auftrag auszuführen, so muß man thun, was jenes verlanget. Ich hoffe Sie werden mit mir einerley Meynung seyn, und ich bitte Sie inständigst, mir Ihre Gedanken hierüber mitzutheilen. Ich bin

Den 22 Decembr 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Nun sind wir, Gnädiger Herr, dem grossen Feste der Christen sehr nahe, welches die Kirche verordnet hat, um die Geburt des Erlösers der Welt zu feyern. Es befremdet mich nicht, daß man dieses Fest mit grösserer Freude und Freudenbezeugungen begehet, als irgend ein anderes, da es wegen einer Begebenheit gefeyret wird, welche den Grund alles menschlichen Glücks enthält. Wen man aber die Natur dieser Freudenbezeugung, so wie sie jetzt unter uns im Gebrauch sind, nur ein wenig untersuchet, so wird man finden, daß sie unendlich von der Absicht abgewichen sind, in welcher sie eingeführet worden, und es scheinet, daß man nur das Recht, sich zu belustigen, beybehalten, die Ursache und den

Grund dieser Belustigungen aber gänzlich vergessen habe.

Es kommt mir nicht zu, Gnädiger Herr, mich zum Verbesserer der christlichen Sitten in diesem wichtigen Punkte aufzuwerfen, besonders da ich den Vorwurf, welchen ich meinen Zeiten mache, selbst so sehr verdiene, als irgend Jemand. Aber ohne mir eine so grosse Rolle anzumassen, werden Sie mir erlauben, heute einige Betrachtungen anzustellen, die mit der denkwürdigen und majestätischen Epoke in einigem Verhältnisse stehen, deren die gegenwärtige Zeit uns erinnern soll.

Man sage den Menschen: Wendet alles an, euer ewiges Wohl zu beschaffen, damit ihr in einem künftigen Leben glücklich seyn möget; so begreife ich doch, daß diese Ermahnung, die blos auf die Zukunft gehet, und auf eine Zukunft, welche man oft noch weit entfernet hält, für Herzen voller Leidenschaften, deren Gegenstand in der Nähe ist, und für den Verstand, der immer den Leidenschaften des Herzens unterworfen ist, fruchtlos

seyn können. Wenn man aber zu eben diesen Menschen sagte: Wendet alles an, um das zu erhalten, was ihr in diesem Augenblicke wünschet, um zufrieden und glücklich in diesem Leben zu seyn; so glaube ich, daß die Herzen, welche den Leidenschaften am stärksten unterworfen sind, und der Verstand, welcher von den Neigungen des Herzens am mehresten verblendet ist, diesen Rath hören und annehmen würden. Denn es ist wahr, daß die christliche Moral, ob sie gleich im Grunde darauf abzwecket, uns des ewigen Wohls zu versichern, dennoch auch am geschicktesten ist, uns sicher das Glück zu verschaffen, das wir in diesem Leben suchen. Was ist dies Glück? Worin bestehet es? Epikur, der Philosoph der Weltkinder, predigte seinen Schülern nur die Mäßigung in dem Genusse des Vergnügens. Und eben diese Regel schreibt uns das Evangelium, aber aus anderen und weiter sich erstreckenden Gründen, vor, wenn es uns befielt, diesen Genuß in die Grenzen des Nothwendigen einzuschränken. Ueber diese Grenze hinaus, sagt der

der Christ, ist das Vergnügen nicht mehr rechtmäßig. Ueber diese Grenze, sagt der Epikurer, ist es nicht mehr reizend. Jenseits derselben, sagt der eine, ist die Sünde und die Gewissensbisse; jenseits, sagt der andere, ist die Sättigung und der Ekel, oft sogar die Strafe und der Schmerz, welche die Reue hervorbringen. Diese Parallele, welche ich einem berühmten Schriftsteller unserer Zeit abgeborgt habe, beweiset, daß die strenge christliche Moral und die wollüstige epikurische Moral, ob sie gleich in dem Geiste ihrer Lehren so sehr verschieden, doch in der Lehre selbst: daß man sich das übertriebene Vergnügen versagen müsse: einig sind, und daß der Weltmensch, welcher nur einzig und allein mit dem Glücke seines gegenwärtigen Zustandes beschäfftiget ist, nothwendig, um es zu erreichen, das thun müsse, was die Religion dem Christen zur Erlangung seines ewigen Wohls vorschreibt. Stellen Sie sich jetzt vor, Gnädiger Herr, die äusserste Thorheit der Menschen, oder um richtiger zu reden, ihre höchste Narrheit, wenn sie die Uebung

der

der Religion vernachläßigen, die ihnen von dem Augenblicke an alles das verschaffen würde, was sie, bey dem Mangel dieser Uebung, mit äusserster Sorgfalt suchen, und nie erlangen? Gewiß, man muß über eine solche Verblendung seufzen, und ich bitte Sie, reiflich hierüber nachzudenken, damit Sie nicht auch in der Zahl dieser Blinden seyn mögen. Ich weis es sehr wohl, daß die christliche Religion sich nicht blos auf diese Mäßigung im Vergnügen einschränket, welche die epikurische Philosophie empfiehlet; daß sie eine viel weiter ausgedehnte Moral hat, und die durch die Art, wie sie will beobachtet werden, vielleicht noch schwerer wird; aber es ist auch nicht weniger wahr, daß diese Moral, nach ihrem ganzen Umfange betrachtet, die beste sey, welche man aussinnen können, um uns schon hier in der Welt so glücklich zu machen, als es die Unvollkommenheit der menschlichen Natur erlaubet. Ein Geiziger ist in dem Besitze der Reichthümer glücklich, ein Ruhmsüchtiger durch die Ehre, ein Wollüstiger durch das Vergnügen; die Ehre aber wird nicht

den

den Geizigen, und das Vergnügen der Sinne nicht den Ruhmsüchtigen befriedigen. Es giebt also für einen jeden Menschen gewöhnlich nur eine Art glücklich zu seyn, und oft mangelt ihm nur eben diese. Die christliche Moral hingegen ist für alle Karaktere eingerichtet, und schaffet ihnen allen alles das Glück, dessen sie fähig sind. Dies ist es noch nicht alles. Lassen Sie uns einen Kranken annehmen, der zugleich an verschiedenen Uebeln darnieder lieget, davon ein jedes ein besonderes Arzeneymittel gebraucht, das zwar für das eine sehr würksam, aber für die übrigen schädlich ist; wenn man diesem Kranken ein allgemeines Mittel anböte, kan man wohl glauben, daß er es nicht allen einzelnen Mitteln vorziehen würde? Dieser Kranke, Gnädiger Herr, ist der Mensch, welcher durch die Befriedigung einer Leidenschaft der Befriedigung der übrigen oft die größten Hindernisse in den Weg leget. Das allgemeine Hülfsmittel ist die christliche Moral. Wenn wir uns derselben nicht bedienen, so muß man gestehen, daß wir höchst unsinnige und des Hülfsmittels, das man uns anbietet,

tet, sehr unwürdige Kranke sind. Wir wollen uns bemühen, Gnädiger Herr, uns von dieser Wahrheit aufs höchste zu überzeugen, aber wir werden uns nicht überzeugen, woferne wir nicht oft über sie nachdenken. Dies wird eine würdige Beschäftigung während des Festes seyn, das wir zu feyren im Begriffe stehen. Ich habe die Ehre zu seyn

Ulriksdal, den 26 December 1759.

Se. Königl. Hoheit an den Herrn Grafen Scheffer.

Es ist wahr, mein Herr, man kann den Jahrtag, an dem unser Erlöser geboren worden, nicht genug feyern. Dieser ewig merkwürdige Tag hat uns die unendliche Güte Gottes würklich sehen lassen. Uns von der Strafe und dem ewigen Unglück zu erlösen, das unser Ungehorsam uns zugezogen hatte, sendet

sendet Gott uns seinen einzigen Sohn, damit er alle die Strafen erlitte, welche auf unsere Verbrechen warteten; damit er die ewige Gerechtigkeit Gottes versöhnte, welche die Bestrafung verlangte. Er hat sein Blut für uns vergossen, er hat sich zu unserer Errettung so weit erniedriget, daß er die Gestalt und Natur der Menschen angenommen. Wie viel Erkenntlichkeit sind wir ihm nicht schuldig! Ohne ihm waren wir den Strafen vorbehalten, welche die Gerechtigkeit Gottes forderte; ohne ihm wäre das Leben ein unglücklicher Zustand gewesen. Für so viele Wohlthaten verlanget er von uns nichts, als Liebe. Und wie undankbar müssen wir nicht seyn, wenn wir ihn nicht liebten? Nein, es ist wider die Natur, es nicht zu thun; und wenn wir Menschen sehen, die es nicht thun, so kann man solches nur dem unversöhnlichen Feinde der Menschen, nicht ihrer Natur zuschreiben. Dies sind die Betrachtungen, die das Weihnachtsfest mir eingeflösset hat.

Ich bin

Den 30 Decemb. 1759.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Es ist eine sonderbare Sache, Gnädiger Herr, mit dem Widerspruche, welchen man jeden Augenblick zwischen den Reden der Menschen und ihren Handlungen, zwischem ihrem Urtheile und ihrem Betragen findet. Ich habe diese Anmerkung oft gemacht, und ich gebe mir die Ehre, heute davon mit Ihnen zu reden, weil wir dem Tage so nahe sind, der mehr als irgend ein anderer den Beweis dazu hergeben kann. Wird nicht der erste Tag des Jahres gänzlich mit Glückwünschen zugebracht, die einem lästig werden, mit Besuchen, über die man sich lustig machet, selbst wenn man glaubet, daß man sich derselben nicht entziehen dürfe? In allen Ländern, wo ich

ich gewesen bin, habe ich diese Gewohnheit beobachten sehen, und allenthalben habe ich einerley Klagen darüber gehöret. Warum schaffet man denn diese thörichte und lästige Gewohnheit nicht ab? Oder, warum beschweret man sich so sehr über sie, wenn man sie nothwendig beybehalten muß? Um nicht in diesen Widerspruch, den ich tadle, zu verfallen, habe ich mich bemühet, die Vortheile und Unbequemlichkeiten gegen einander abzuwägen, welche die Gesellschaft haben kann, die Neujahrswünsche entweder beyzubehalten, oder abzuschaffen. Ferner beschloß ich, keinen Gebrauch forthin davon zu machen, wenn ich sie unnütz finden sollte, aber mich auch nicht darüber zu beschweren, wenn ich sie für nothwendig halten müßte. Bey dieser Untersuchung habe ich wohl gefunden, auf der einen Seite, daß in allen dem, was man sich bey Gelegenheit des neuen Jahres saget oder schreibet, wenig Aufrichtigkeit herrsche; daß es eine Art von Thorheit sey, sich und andern beschwerlich zu werden, um sich Sachen zu sagen, die nichts bedeuten; und endlich,

 daß

daß es sehr wenig moralisch gehandelt sey, sich Versicherungen von Freundschaft und Zuneigung, sogar Wünsche zu erlauben, die oft den wahren Neigungen ganz entgegen gesetzt sind. Auf der andern Seite habe ich gefunden, daß alles, was dazu dienet, die Menschen näher mit einander zu verbinden, sie näher an einander zu rücken und ihre Sitten sanfter zu machen, als ein würklicher Vortheil für die Gesellschaft angesehen werden muß. Die Neujahrswünsche sind mit allen übrigen Wünschen, welche man bey Gelegenheit einer Heyrath, einer Geburt, eines Todes, bey glücklichen Vorfällen, abstattet, in gleichem Fall. Alle solche Versicherungen beweisen nicht allemal die Aufrichtigkeit dessen, der sie abstattet, aber sie unterhalten eine gewisse Verbindung unter den Menschen; sie beweisen wenigstens eine gegenseitige Aufmerksamkeit; sie verpflichten uns zu dieser Aufmerksamkeit, welche angenehm und schmeichelhaft ist, und oft einer grösseren Entfernung und einem öffentlichen Bruche vorbeuget; endlich sind sie zum wenigsten ein Bild,

eine Vorstellung von diesem allgemeinen Wohlwollen, das die Menschen gegen ihres gleichen hegen sollten, und das, wenn es gleich unglücklicherweise nicht allemal in den Herzen der Menschen sich findet, doch nicht ganz für die Gesellschaft verlohren ist, so lange es in ihren Gewohnheiten übrig bleibt.

Das gestehe ich, würde die Moral dadurch beleidiget, so müste man diese Gewohnheiten abschaffen, was für Vortheile sonst auch daraus erwachsen mögten. Wer kennet aber nunmehro nicht den Werth solcher Komplimente, wovon hier die Rede ist? Niemand kan dadurch betrogen, ja nicht einmal hintergangen werden. Man giebt sie für nichts mehr aus, als sie würklich sind. Man hat es gleichsam vorher ausgemacht, daß man alles sagen und nichts beweisen wolle. Diese Gewohnheit ist also unschuldig, und die Moral nimmt daran weiter keinen Theil, als daß sie sie viel ehe billigt, als vorschreibet, weil sie, obgleich nur schwach, die Stelle der Tugenden vertritt, welche uns fehlen. Dies sind die Betrachtungen, Gnädiger Herr, wel-

che mich bestimmet haben, mich nie über die Gewohnheit der Neujahrswünsche zu beschweren. Ich bitte Sie, mir zu sagen, was Sie von dieser Sache denken, die zwar an sich nicht sehr wichtig ist, die es aber für mich werden wird, wenn Sie mir eine neue Versicherung Ihrer Freundschaft und Ihres Zutrauens verschaffet. Ich habe die Ehre zu seyn

Den 4 Jenner 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Es ist ausgemacht, mein Herr, daß die Menschen sich oft widersprechen; das Beyspiel, welches Sie anführen, ist davon ein Beweis. Es ist würklich lächerlich, daß ein jeder sich über die Gewohnheit, am Neujahrstage Wünsche abzustatten, beklaget, und daß man

sie doch nicht abschaffet. Die wahre Ursache aber, warum diese Gewohnheit noch fortdauret, ist, wie ich glaube, daß Niemand sich zuerst davon losmachen wolle, und daß man desfalls sich beständig beklage, ohne der Sache abzuhelfen. Das einzige Mittel, diese Gewohnheit abzuschaffen, würde seyn, daß man mit einander übereinkäme, sich weiter keine Komplimente zu machen, die auf beyden Seiten beschwerlich sind. Ich bin

Den 12 Jenner. 1760.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Ich weiß, Gnädiger Herr, daß Sie das Studium der Geschichte lieben, und daß Sie einen grossen Fortgang darin gemacht haben. Ohne Zweifel ist Ihre Absicht dabey nicht gewesen, Ihr Gedächtniß mit Namen, Jahr-

Jahrzahlen und Vorfällen anzufüllen; Sie verlangten die Menschen zu kennen, ihre Karaktere zu entwickeln, die Bewegungsgründe ihrer Handlungen einzusehen, mit einem Worte, Sie wollten wissen, was in der Welt vorgehe, und durch was für Triebfedern alles bewürket werde. Wenn Sie die Geschichte in dieser Absicht gelesen, so müssen Sie bemerket haben, daß, obgleich grosse Talente und grosse Tugenden allemal sehr selten gewesen sind, sich dennoch Männer von ausserordentlichen Einsichten und grossen Tugenden in alten und in neuen Zeiten gefunden haben. Da aber keiner von diesen grossen Männern vollkommen gewesen ist, da sie alle ihr Gutes und Böses gehabt haben, und da alle diese Eigenschaften bey einem jeden von ihnen verschieden gewesen sind, so muß auch die Achtung, welche wir für sie hegen, verschieden seyn, und jeder Leser bildet sich so zu sagen seinen Held nach seinem eigenen Karakter und Genie. Ich bitte Sie, Gnädiger Herr, mir zu sagen, wer Ihr Held, oder Ihre Helden unter den Alten oder unter den Neuern seyn? Sie werden auch hinzu-

zufügen

zufügen belieben, welche Eigenschaften es sind, die Sie an diesen Helden am meisten schätzen.

Uebrigens erinnere ich mich, daß ich Ihnen auf einen Theil des Briefes, womit Sie mich am 16ten December beehrten, die Antwort schuldig geblieben. Sie fragen mich, ob nicht ein Officier, der bey einer Gelegenheit die Befehlhaberstelle aus Bescheidenheit ablehnen wollte, in den Verdacht gerathen würde, daß es ihm an Muth mangele? Nein, Gnädiger Herr, gewiß nicht, wenn dieser Officier, indem er den Befehl ausschlägt, sich zugleich erbietet, bey eben dieser Gelegenheit unter dem Befehle eines andern Anführers zu dienen. Dies war der Fall mit dem Oesterreichischen General, von dem ich die Ehre hatte mit Ihnen zu reden. Der Dienst verlanget Muth, aber der Befehl verlanget noch dazu Einsichten. Wer nicht dienen will, kann für feig angesehen werden, wer den Befehl ablehnet, da er doch dienet, muß für bescheiden gehalten werden. Ich habe die Ehre zu seyn

Ulriksdal, den 13 Jenner 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Es ist schwer, mein Herr, unter den Helden, welche so viele Jahrhunderte hervorgebracht haben, eine richtige Wahl zu treffen. Um Sie aber zu befriedigen, will ich Ihnen diejenigen anzeigen, welche meiner Meynung nach unsere Hochachtung am mehresten verdienen. Die Römische Geschichte liefert uns mehr grosse Männer, als alle die übrigen. Die Republik war fruchtbar daran, und in keinem Zeitpunkte derselben mangeln sie. Camill ist einer von den grossen Männern, welche sie hervorgebracht hat. Als Ueberwinder der Vejenter, der unversöhnlichsten Feinde der Römer, konnte er die würdigste Belohnung eines so wichtigen Dienstes hoffen. Er wurde im Gegentheil verbannet und als ein öffentlicher Feind behandelt.

handelt. Er verließ Rom, ohne zu murren und ohne sich über die erlittene Ungerechtigkeit zu beklagen. Rom ward bald darauf von den Galliern belagert, abgebrannt und geplündert. Das Capitol war im Begriff sich zu ergeben, als Camill aus seiner Verbannung herbey eilete, Rom von der ihm bevorstehenden Sklaverey der Gallier zu erretten. Sein ganzes Leben scheinet mir ein Gewebe grosser Handlungen zu seyn, in dem der Eifer fürs Vaterland nicht weniger glänzet, als sein Muth und seine Standhaftigkeit. Das Alterthum bietet uns so viele ähnliche Beyspiele dar, daß es zu weitläuftig seyn würde, sie alle anzuführen. Aristides und Epaminondas sind sowohl ihres Muthes, als ihrer Gerechtigkeit wegen, berühmt. Wir wollen uns jetzt zu den neuern Zeiten wenden, aber die haben nicht so viele grosse Männer aufzuweisen. Der grosse Heinrich IV. ist einer von denen Helden, welche unsern Zeiten Ehre gemacht haben; aber nach meiner Meynung ist sein Ruhm durch seine Religionsveränderung etwas beflecket worden. Sollte er eine Religion verlassen haben, für die er so lange gestritten

hatte,

hatte, und die er allem Anscheine nach für wahr hielte? Nein; nur die Ueberzeugung muß eine solche Veränderung hervorbringen können. Dies abgerechnet, ist der Karakter dieses Fürsten einer der besten, den die Geschichte uns aufbehalten hat. Gustav Adolph, König von Schweden, übertrift ihn doch; sein Karakter ist gesetzt und groß, vom Anfange bis zum Ende. Er wurde durch seinen Eifer für die Religion in den deutschen Krieg verwickelt; Er lebte für sein Volk, und Er starb, indem Er für dasselbe fochte. Ich wage es zu sagen, Er sey der gröste Mann, den die Welt jemalen gehabt hat. Er war ein Vater seiner Unterthanen, fromm, gerecht, muthvoll, mit einem Worte, Er vereinigte in sich alle Eigenschaften eines Helden und eines guten Königs. Dies sind die grossen Männer, mein Herr, welche durch ihre schönen Handlungen, und besonders durch die Eigenschaften des Herzens meine Achtung sich erworben haben. Ich bin

---

Den

Den 19 Jenner 1760.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Ihr lezter Brief, Gnädiger Herr, hat mir ein unendliches Vergnügen gemacht. Die Gedanken und der Ausdruck scheinen mir gleich lobenswürdig zu seyn. Sie loben Männer, welche in der That unsere ganze Bewunderung verdienen, und Sie vermehren solche noch durch die Art, womit Sie Ihren Beyfall ausdrücken. Wie viel Unrecht haben nicht die Fürsten und die Grossen, wenn sie nicht die Nachwelt allezeit vor Augen haben! Sollten sie nicht fühlen, wie groß der Unterschied sey, bey den nachfolgenden Jahrhunderten in Achtung oder Verachtung zu seyn? Camill, wenn er Rom rettet, ob er gleich Ursache unzüfrieden zu seyn hatte, erfüllet uns mit Liebe und Hochachtung für seine

Tu-

Tugenden, da wir auf den Connetable de Bourbon unwillig werden, welcher wegen eines geringen Misvergnügens sein Vaterland verließ, und gegen einen König focht, dem er hätte dienen sollen. Wie viel grösser aber ist nicht der Unterschied des Eindrucks, den der Zug auf uns machet, welchen wir in der Geschichte von Gustav Adolph lesen; er selbst entwarf eine Regierungsform, um dem Misbrauche seiner eigenen Macht vorzubeugen; und die Begebenheit des Nero, von dem der Weltweise Apollonius sagte: „Er sey nach Rom gekommen, in der „Nähe zu sehen, was ein Tyrann für ein „Thier sey!„ So lange Menschen, so lange Empfindungen und Vernunft seyn werden, so lange wird man die guten Fürsten lieben, und die bösen verabscheuen. Unglücklich sind diejenigen, welche bey ihrem Leben nicht empfinden, was es heisse, noch nach tausenden von Jahren nach dem Tode entweder der Gegenstand der Liebe oder der Verachtung aller Lebenden zu seyn!

Die

Die Geschichte also, welche täglich die Verstorbenen vor den Richterstuhl der Lebenden fordert, leget selbst den Lebenden einen starken Zaum an, damit sie wissen, daß sie dereinst, wenn sie schon bey den Todten sind, vor diesem Richterstuhl erscheinen müssen. Mich deucht, dieser Dienst, den uns die Geschichte leistet, müsse ihr einen sehr hohen Rang unter den Wissenschaften geben, welche den Menschen am nützlichsten sind *). Ein böser Fürst weiß es nur gar zu gut, daß die Furcht, welche er einflösset, ihm statt aller Empfindungen, die man für ihn nicht hegen kann, seyn müsse; und da er nur auf das Gegenwärtige siehet, und gegen Bestrafungen sicher gestellet ist, so wird er durch die Folgsamkeit der Menschen aufgemuntert, seiner Wuth keine Gränzen zu setzen. Sollte er sich aber erinnern, daß die Geschichte seine Ge-

*) Quod præcipuum munus annalium reor, ne virtutes sileantur, atque pravis dictis factisque ex posteritate infamia & metus sit. *Tacit.*

Gewalt überleben, und daß mit dieser die Furcht, welche nur sein Werk ist, aufhören werde, um der Verachtung Platz zu machen, die das Werk der Freyheit und Gerechtigkeit ist, welche er angefesselt hatte; dann wird diese Betrachtung vielleicht einigen Eindruck auf ihn machen, woferne nicht die Niederträchtigkeit seiner Seele noch grösser ist, als seine Tyranney.

Aber, werden Sie mir einwerfen, Gnädiger Herr, giebt es keine andere Bewegungsgründe für Menschen, als der gute oder üble Ruf nach Ihrem Tode? Ich erwarte, daß Sie die Güte haben werden, mir hierüber Ihre Meynung mitzutheilen, nachher werde ich die Ehre haben Ihnen auch von der Meinigen Rechenschaft zu geben.

Ulriksdal, den 20 Jenner 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Es giebt ohne Zweifel andere Bewegungsgründe, mein Herr, und diese bietet uns die Religion an. Sie giebt uns deren zwey an die Hand; die Liebe Gottes, welche uns abhält das zu thun, was er verboten hat, und die Furcht für die Strafen, die der Gottlosen in jenem Leben warten. Der erste von diesen beyden Bewegungsgründen ist der edelste, und der würdigste, daß wir ihm folgen. Bisher habe ich als Christ geredet; ich muß mich aber allgemein erklären. Die Ehre und die Furcht sind die beyden Triebfedern, die die Menschen zu Handlungen bestimmen, die sie zurückhalten Böses zu thun und sie reizen Gutes zu thun. Wie glücklich ist der, welcher nur gut

und groß gehandelt hat, und das zum Exempel aus dem Grunde, weil er weiß, daß er dadurch in seinem Leben geliebet und angebetet wird, und versichert ist, er werde auch nach seinem Tode, und noch mit mehrerer Aufrichtigkeit, bewundert, geliebet und als ein würdiges Muster zur Nachahmung angeführet werden! Dagegen kann ein Mensch, wie Nero, welcher nur niederträchtige, entehrende, gottlose Handlungen vorgenommen hat, nichts anders erwarten, als daß er in seinem Leben gehasset, verachtet und verfluchet seyn werde; er muß überzeuget seyn, daß er nach seinem Tode als ein Beyspiel werde aufgestellet werden, das die nachkommenden Jahrhunderte vermeiden müssen. Welch entsetzlicher Gedanke für ihn! Wenn man diese beyde Karaktere einander entgegen setzet, so wird man finden, daß kein Glück grösser sey, als das Glück tugendhaft zu seyn. Ich bin

---

Den

Den 26 Jenner 1760.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Sie haben wohl Recht, Gnädiger Herr, den Bewegungsgründen der Religion vor den übrigen, welche man anwenden kann, die Menschen zum Guten und zur Tugend zu lenken, den Vorzug zu geben. Ich gehe aber noch weiter, und ich glaube mit Gewißheit behaupten zu können, daß diese Bewegungsgründe die einzigen sind, welche den Vortheil haben, für alle Karaktere, für alle Stände, für alle Vorfälle, in welchen der Mensch in diesem Leben sich befinden könne, gleich anpassend zu seyn. Die Liebe zur Ehre ist ein sehr edler Bewegungsgrund, die Furcht vor der Strafe ein sehr niedriger. Die erstere kann dem größten Theil der Menschen nicht eingeflösset werden, da sie sogar den Namen

der Ehre nicht einmal kennen; und die letztere, welche sich für den grossen Haufen schickt, bringt nur eine erzwungene Befolgung hervor, und wird oft unwürksam durch die Hofnung unbestraft zu bleiben, welches weit gewöhnlicher ist, als strenge Strafen. Die Liebe zur Pflicht, welche die Religion einflösset, hat keine von diesen Fehlern. Hohe und Niedrige sind gleich fähig, von ihr durchdrungen zu werden, und wenn sie es sind, so machet das Vergnügen, welches mit der Ausübung der Tugend verbunden ist, sie bey weiten dauerhafter und beständiger, als Strafgesetze zu thun vermögend sind, denen es fast immer an dem Nachdrucke und an der Ausübung fehlet. Ich gestehe Ihnen deshalb, Gnädiger Herr, daß ich mich mit Mühe des Lachens enthalte, wenn ich höre, daß ganze Nationen sich über die Unordnungen beklagen, welche unter ihnen herrschen, wenn sie über feile Richter, über den Unterschleif der öffentlichen Beamten, über Untreue, Eifersucht und Haß der Privatpersonen gegen einander klagen, und allen diesen Uebeln durch neue Gesetze, durch eine vollkommnere Regie-

rungsart abhelfen wollen. Eine Verbesserung der Sitten muß man sodann vorschlagen, und diese kann nur die Religion nachdrücklich bewürken. Bayle, dieser durch seinen Geist und durch den Mißbrauch desselben so berühmte Kritiker, unterstand sich zu behaupten, eine Republik von wahren Christen würde in der Länge nicht bestehen können. Aber ein Weltweiser unsrer Zeit *), welcher weit tiefsinniger, erhabner und vornemlich tugendhafter war, als er, hat in einem unsterblichen Werke bewiesen, daß eine solche Republik die glücklichste und dauerhafteste seyn würde, welche jemalen gewesen ist. Bemühen Sie Sich, Gnädiger Herr, diese Wahrheit gehörig zu untersuchen, und Sich davon völlig zu überzeugen. Ein König mag immer gerecht, menschenfreundlich, wolthätig seyn; lässet er zu, daß die Sitten seines Volks verderben, oder wendet er nicht alles an, ihre Reinigkeit wieder herzustellen, wenn sie einmal verdorben sind, zuverläßig wird

*) de Montesquieu.

diese Nation bey allen Tugenden ihres Monarchen unglücklich seyn. Aber um dem Verderbniß der Sitten vorzubeugen, oder abzuhelfen, werden wenigere Gesetze als Beyspiele erfordert, besonders Beyspiele der Frömmigkeit, welche alle andere in sich fassen.

Ulriksdal den 27 Jenner 1760.

Se. Königl. Hoheit an den Herrn Grafen Scheffer.

Ich bin erstaunt, mein Herr, daß ein Mann von einem so grossen Geiste, als Bayle, sich so weit verirren können. Ich habe weder sein Buch noch dessen Widerlegung gelesen, aber aus dem, was Sie mir sagen, sehe ich seine Thorheit ein. Sie sagen, daß Bayle behauptet: „Eine Republik von wahren Christen würde nicht in der Länge bestehen können.“ Um von der Falschheit dieses Satzes rich-

richtig zu urtheilen, muß man vorher erwegen, worin die Stärke und Sicherheit eines Staats bestehe. Ohne Zweifel bestehet sie im Frieden und in der inneren und äusseren Einigkeit einer Republik. Wenn dies voraus gesetzet wird, so kann man leichtlich die Schwäche des Bayleschen Gedankens zeigen. Eine der vornehmsten Pflichten, welche unsre Religion uns vorschreibt, ist die Liebe des Nächsten. Diese Liebe verhindert die Uneinigkeit und bewürket den Frieden. Ein solcher Staat wird bey seinen Nachbarn keinen Argwohn rege machen, weil er sich an dem Seinigen begnügen und seines Nächsten Gut nicht begehren wird. Wenn aber einer seiner Nachbarn, aus Eifersucht oder Ehrgeiz, ihn sollte angreifen wollen, dann wird er sich vertheidigen und Krieg führen, um den Frieden zu erlangen. Die Geschichte der Juden kann uns durch Beyspiele zeigen, was es für einen Unterschied mache, die Gesetze Gottes zu befolgen oder sich von ihnen zu entfernen. Die Israeliten waren glücklich so lange sie Gott dieneten; Er zog sie aus der Sklaverey

und führete sie in eines der schönsten Länder; sie schlugen ihre Feinde allenthalben, und lebten glücklich. Kaum aber änderten sie ihre Aufführung und wurden gottlos, so war ihr Glück vorbey. Anstatt immer siegreich zu seyn, waren sie allemal unglücklich, sie hatten schlechte Könige und endlich wurden sie in die Gefangenschaft geführet, worin sie so viel Elend erlitten, als sie vorher Glück und Seegen gehabt hatten. Dies ist der Unterschied zwischen einer tugendhaften und einer gottlosen Republik. Ich bin

Den 2 Februar 1760.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Da es genugsam entschieden ist, Gnädiger Herr, daß wir nicht durch unsere Einsichten, sondern durch unsere Sitten glücklich werden,

den, so kann wohl nichts wichtiger seyn, als die verschiedenen Ursachen gehörig zu entwickeln, welche die Sitten der Menschen bestimmen und gleichsam erschaffen. Ein berühmter Schriftsteller unserer Zeit hat geglaubt, daß das Klima einen grossen Einfluß darauf habe. Ein anderer, mit grösserer Beredsamkeit als Weltweisheit begabet, hat behauptet, daß Gelehrsamkeit und Wissenschaften alles verdorben hätten; daß der Mensch nur tugendhaft sey, so lange er unwissend bleibe, und daß er nur durch seine Kenntnisse verdorben worden. Andere haben davor gehalten, daß man nur in den eigenen Gesetzen einer Nation sowohl, als in den Gesetzen überhaupt, die Ursachen und den Grund ihrer Sitten suchen müsse. Andere haben geglaubt, diesen Grund in der Regierungsform allein, und besonders in denen Gesetzen, welche sich auf sie beziehen, zu finden. Endlich haben andere sich bemühet zu beweisen, daß in Ansehung der Sitten Gesetze weit weniger vermögten, als Beyspiele, und daß die Regierungsform gleichgültig sey,

 so

so lange die Reden und Handlungen des Regenten allmächtig und entscheidend wären. Bey dieser Verschiedenheit der Meynungen muß man die Geschichte der verschiedenen Völker und Zeiten zu Rathe ziehen, um von ihr zu erfahren, was man bey dieser wichtigen Sache annehmen oder verwerfen kann. Ich ersuche Sie, Gnädiger Herr, mir in dieser Untersuchung mit Ihren Einsichten zu Hülfe zu kommen, und Ihre Bemerkungen über diesen Gegenstand, welche die Früchte ihres Studiums der alten und neueren Geschichte, der Sie eine gleiche Aufmerksamkeit geweihet haben, mitzutheilen. Ich habe die Ehre zu seyn

Ulriks.

Ulriksdal, den 3 Februar. 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie legen mir eine Frage vor, mein Herr, die sehr schwer aufzulösen ist, da so viele grosse Männer sich über diese wichtige Sache nicht haben vereinigen können. Inzwischen befremdet es mich, daß ein Mann von so vielen Kenntnissen und von so grossem Verstande, als **Montesquieu**, die Meynung geheget, daß das Klima einen grossen Einfluß auf die Sitten einer Nation haben könne. Nicht die Luft, die wir athmen, bildet die Denkungsart und die Sitten; Beyspiele, und mehr noch Erziehung, pflanzen sie gleichsam in dem Herzen des Menschen. Aber wie schwer ist der Grundsatz des Herrn Rousseau von Genf zu begreifen! Wie, Gelehrsamkeit und Wissenschaften sollten den Menschen

schen weniger tugendhaft machen? Ist es möglich, ein System zuzulassen, das uns, wenn es angenommen würde, von neuen in unsere ehemalige Barbarey versenken würde? So viele andere Schriftsteller haben dies System widerleget, daß es überflüßig ist, mich dabey aufzuhalten. Der Grundsatz, daß die Sitten der Menschen von den guten oder schlechten Beyspielen abhängen, welche ihre Beherrscher ihnen geben, scheinet mir unter allen, die Sie anführen, der beste zu seyn. Ein jeder will dem Herrn gefallen; ist er tugendhaft, so werden seine Unterthanen sich wenigstens bemühen, es zu scheinen. Aber ich finde doch in der Geschichte Beyspiele, die diesem Gedanken widersprechen. Die Regierung Heinrichs IV. ist voller Verbrechen, verabscheuungswürdigen Handlungen und gottlosen Menschen. Und doch giebt es wenige Könige, die so tugendhaft gewesen, als dieser Fürst. Wie viele Versuche wurden nicht auf seine eigene Person gemacht, sogar liessen sich die, welche vorher seine eifrigste Anhänger gewesen waren, in Verschwö-

rungen gegen ihn ein. Der Marschall von Biron, zum Beweis, ist einer von denen welche dem Könige am stärksten verpflichtet waren, dem er das Leben zu danken hatte, da er es ihm in der Schlacht bey Jvri rettete. Er vergaß sich so weit, daß er dem Leben seines Wohlthäters nachstellete. Ich könnte noch andere Beyspiele, vor und wider, anführen, wenn die Zeit es mir erlaubte, allein sie würden mich nur noch unschlüssiger machen. Inzwischen glaube ich im Stande zu seyn, die Ursachen zu bestimmen, welche die Sitten der Menschen bilden; Sie werden mir aber vergönnen, so lange von dieser Materie zu schweigen, bis Sie mir Ihre Meynung darüber werden mitgetheilet haben. Bis dahin bin ich

Den 17 Februar 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie reden in Ihrem Briefe vom 2ten dieses Monaths von dem System des Herrn Jacob Rousseau, welcher behauptet, daß die schönen Künste und Wissenschaften dazu beygetragen haben, die Sitten der Menschen zu verderben. Eben dieser Schriftsteller, mein Herr, hat vor einem Jahre auch wider die Schauspiele geschrieben. Er will zeigen, daß das Lustspiel, anstatt die Sitten zu verbessern, die Menschen noch mehr verderbe, und daß es folglich den Sitten nachtheilig wäre. Sie wissen, daß diese Frage der Gegenstand verschiedener Schriften gewesen ist. Einige haben der Meynung des Rousseau beygepflichtet; andere haben beweisen wollen, daß das Schauspiel die Menschen tugendhafter

ter machte, indem es ihnen ihre Fehler zeigte, und ihre Laster hassen lehrte. Ich glaube nicht, daß des Herrn Rousseau Meynung gewesen sey, das Schauspiel überhaupt zu verdammen, sondern nur das, was wir jetzt haben. Man muß gestehen, daß viele Stücke verdienten, vom Theater verbannet zu werden. Herr Rousseau führet verschiedene an, die er mit Recht verwirft; aber es giebt so viele andere, welche zugleich belustigen, zur Tugend reizen, und einen Abscheu gegen die Laster einflößen. Wenn man das schöne Trauerspiel, Cinna, siehet, muß man von der grossen Seele des August gerühret und hingerissen werden; wenigstens wünschte ich in eben diesem Fall gewesen zu seyn, um eben das gethan haben zu können. Erinnern Sie Sich noch des schönen Verses: „August „weiß alles, und hat alles vergeben *).

Die Würkung, welche dies Trauerspiel auf Ludwig XIV. gemacht hat, ist merkwürdig. Er

---

*) Auguste a tout appris, il a tout pardonné.

Er sagte beym Herausgehen, wenn man während des Schauspiels ihn um Gnade für einen gewissen Herrn gebeten hätte, dessen Namen mir entfallen ist, der zum Tode verurtheilet worden und dem er die Gnade abgeschlagen hatte, er sie würde bewilliget haben; so sehr war er von dem gerührt, was er gesehen hatte. Ich bitte Sie desfalls, mein Herr, um Ihre Meynung über eine Sache, die so oft untersucht und noch nicht entschieden worden.

Ich bin

Den 23 Februar 1760.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Ich bin Ihnen, Gnädiger Herr, eine Antwort auf zwey Briefe schuldig, womit Sie mich auf meinem letztern beehret haben. Sie wissen die Ursache meines Stillschweigens, und

und ich halte es für überflüßig, Ihnen meine Entschuldigungen anzuführen. Der berühmte Herr von Montesquieu hat ohne Zweifel dem Klima einen zu grossen Einfluß in die Gesetze und Sitten der Nationen beygemessen, doch muß man auch nicht glauben, daß das Klima dabey gar nicht in Betracht komme. Die physikalische Beschaffenheit der Menschen ist in den heissen Ländern, in den kalten Ländern und in den gemäßigten Ländern sichtlich unterschieden. Da nun der moralische Karakter von der Abhänglichkeit von der physikalischen Beschaffenheit nicht ganz frey ist, so muß man wohl zugeben, daß das Klima einigen Einfluß auf die Bildung der Sitten habe, und es giebt keine Nation, die nicht einige Gewohnheiten hätte, welche diese Wahrheit beweisen. Ich gestehe aber, daß ich diese Ursache als die unbeträchtlichste unter denen ansehe, welche hiebey statt finden. Die Regierungsform und das Beyspiel des Monarchen sind es nach meiner Meynung und auch nach der Ihrigen, Gnädiger Herr, was bey dieser Untersuchung hauptsächlich in

Betrachtung kommen muß. Und von diesen beyden Ursachen, die beyde stark und entscheidend sind, überwieget noch die Macht des Beyspiels die Macht der Gesetze *). Durch wie viele Beyspiele aus der Weltgeschichte könnte ich nicht diese Meynung bestärken? Als der Kaiser Julian das Christenthum im Reiche vernichten wollte, glaubte dieser Fürst, vielleicht der geschickteste, der je den Thron der Cäsars besessen hat, daß er die Christen nicht durch Gesetze angreifen müßte; Er glaubte, daß er sie nur mit Spott, Verachtung und seinem Beyspiele angreifen müßte, und dies bezeugen alle ausdrücklich, die sein Leben beschrieben haben. Gott, der allemal über seine Kirche wachet, ließ den Julian nicht so lange regieren, daß er sein Werk vollenden konnte. Er war aber schon ziemlich weit gekommen, als er starb, und der heidnische Gottesdienst, welcher unter Constantin und seinem Sohne gänzlich abgeschaffet wor-

*) Obsequium inde in principem et aemulandi amor, validior quam poena ex legibus et metus. *Tacit.*

worden, war wieder glänzend genug an mehr als einem Orte dieses weitausgedehnten Reiches erschienen. Was für einen treffenden Beweis von dieser Wahrheit finden wir nicht in der neuern Geschichte, oder richtiger, in der Geschichte unsrer Tage, in dem Leben Peters des Grossen? Und, um Ihnen auch ein Beyspiel von weniger uneingeschränkten Monarchen zu geben, welchen Unterscheid finden wir nicht in den Sitten der Engländer unter den Regierungen Jacobs I. und Carls II.? Was Sie von Heinrich IV. und von Frankreich anführen, ist ganz richtig, Sie werden aber auch zu bemerken belieben, daß dieser grosse und gute König nur wenige Jahre im Stande war seiner Nation Beyspiele zu geben. So lange man ihm die Krone streitig machte, konnte man sich wohl nicht ehr beeifern seine Tugenden nachzuahmen, und kaum fieng man an sie zu kennen und zu bewundern, als er schon durch einen abscheulichen Mord seinen Unterthanen entrissen ward, welche noch den Sitten der vorhergehenden Regierung anhiengen, deren Aber-

glaube, Verderbniß und Schwäche die Lige mit aller ihrer Wuth hervorgebracht hatten.

Um das mit wenigen Worten zu wiederholen, was ich die Ehre gehabt habe Ihnen vorzulegen, so glaube ich, daß das Klima, die Regierungsform und das Beyspiel des Fürsten vereinigt die Sitten einer Nation bilden, daß aber diese Ursachen mit ungleicher Stärke würken, und daß die größte Stärke auf der Seite des Beyspiels sey. Wenn der Fürst tugendhaft ist, wenn er Religion und Frömmigkeit besitzet, so werden bald Ehre, Rechtschaffenheit, Liebe des Nächsten und Achtung für das allgemeine Wohl Tugenden seiner ganzen Nation seyn.

Ihr zweyter Brief, Gnädiger Herr, betrift einen ganz anderen Gegenstand; ich behalte mir die Ehre vor, ein ander mal mit Ihnen davon zu reden. Mittlerweile kann ich nicht umhin, Ihnen etwas von dem zu sagen, was ich in diesen Tagen gelesen habe, und womit ich noch ganz beschäfftiget bin. Es betrift den dritten Band der Nachrichten die Königinn Christina betreffend. In diesem Bande

de findet sich ein sehr merkwürdiges Stück, das die Königinn selbst geschrieben hat, und das sowohl wegen seines Inhalts als wegen seiner Schreibart die größte Aufmerksamkeit verdienet, und man kann den Verlust des größten Theils dieses Stücks, von dem wir bisher nur ein Fragment haben, nicht genug bedauren. Wir würden die wahren Ursachen ihrer Abdankung wissen, welche von einigen so sehr gerühmet und von andern so sehr getadelt worden, und worüber man nur Muthmassungen vorbringen können. Allein bey einer so grossen Begebenheit sind selbst Muthmassungen wichtig, und ich möchte gerne diejenigen wissen, welche Sie gemacht haben, als Sie die Geschichte dieser Fürstinn lasen. Ich habe die Ehre zu seyn.

Stockholm, den 24 Febr. 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Muthmassungen über die Sache, wovon Sie in ihrem letzten Briefe reden, mein Herr, sind sehr schwer zu machen. Neugierde und Eitelkeit waren meiner Meynung nach wohl die Hauptleidenschaften, welche Gustav Adolphs Tochter zu dieser Abdankung bewogen, die so viel Aufsehen in der Welt verursachet hat. Christina hatte von Frankreich und Italien als den schönsten Ländern Europens reden hören. Sie liebte die Künste und Wissenschaften. Sie wußte, daß besonders Italien so viele Wunderwerke der Kunst und der Natur enthielt; daß es das Vaterland so vieler grossen Leute sey; Sie wollte mit ihren eigenen Augen sehen, ob alles wahr sey, was man davon sagte;

Sie machte sich besonders eine sehr vortheilhafte Idee von der Stadt Rom. Sie mogte gerne reisen, vornemlich aber sich unterrichten, dies konnte sie aber, so lange sie Königinn war, ohne grosse Unbequemlichkeiten nicht thun, und folglich brachte ihre natürliche Neugierde sie dazu, diesen Schritt zu thun, der ihr bald nachher gereuete, wie ich glaube. Inzwischen war es nicht die Neugierde allein, die Eitelkeit hatte auch ihren Theil daran. Christina wollte, daß man von ihr redete; sie wollte einzeln seyn. Sie war Königinn eines ziemlich blühenden Reichs, aber es waren noch immer Monarchen genug neben ihr. Sie glaubte sich durch die Abdankung auf ewig berühmt zu machen, und daß sie nach einer solchen Handlung würde thun können, was sie nur wollte, und dennoch bewundert werden. Dies sind meine Muthmassungen, mein Herr, über diese grosse Begebenheit. Ich hoffe, daß man mit der Zeit den übrigen Theil einer so merkwürdigen Schrift auffinden werde; es wäre Schade, wenn es verlohren gegangen. Ich bin

Stockholm, den 1 März 1760.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Ich werde jetzt die Ehre haben, Gnädiger Herr, Ihren Brief vom 17ten Februar zu beantworten, in welchem Sie die Schauspiele gegen den Herrn Rousseau zu Genf vertheidigen. Nach dem, was Herr d'Alembert über diese Sache zur Beantwortung des Briefes des Herrn Rousseau geschrieben hat, könnte ich Ihnen am besten von meinen eigenen Gedanken über diesen litterarischen und moralischen Zwist Rechenschaft ablegen, wenn ich mich gänzlich auf diese kleine Abhandlung des französischen Philosophen bezöge, der die Gründe des Genfer Philosophen mit so vieler Stärke vernichtet hat. Was ich von meinem eigenen hinzulegen könnte, wäre, daß ich die Liebe aus den theatralischen Stücken gänzlich verbannet wünsche. Wenn diese

Lei-

Leidenschaft gut behandelt wird, wie in einigen Trauerspielen des Racine und Voltaire, so setzet sie fühlbare Herzen, besonders junger Leute, in eine Unruhe und Bewegung, welche, wenn sie gleich den Sitten nicht gefährlich ist, weil die Tugend in diesen Stücken allemal sieget, es doch für ihre Ruhe wird. Wird gegentheils die Liebe auf dem Theater verstellet, und unter ihrer Würde und Adel, ihren eigenthümlichen Karakteren, gleichsam erniedriget, wie in den mehresten vorhandenen Schauspielen geschiehet, giebt man ihr, anstatt sie mit den starken und rührenden Zügen der Leidenschaft zu mahlen, das Ansehen einer Sache des Geschmacks oder einer galanten Intrige, so erhitzt und entflammt ein solches Bild die Einbildungskraft, und es ist natürlich, daß man nach dem Schauspiele die Sprache gerne höret und spricht, die uns während der Vorstellung so vieles Vergnügen verursachet hat. Die Liebe auf dem Theater bereitet also junge Leute vor, und macht sie geneigt, entweder zur Empfindlichkeit oder zur Galanterie. Beides hat seine Gefahren, und wenn man schon Mühe genug

hat, die natürlichen Neigungen hiezu einzuschränken, wie viele wird es nicht kosten, wenn man noch die Eindrücke der Kunst zu bestreiten hat, die um desto verführischer sind, je besser sie die Stimme der Natur nachgeahmet hat. Der einzige Fall, in welchem es mir erlaubet scheinet, die Liebe auf die Bühne zu bringen, ist der, wenn man sie lächerlich machen und auf die Art vorstellen kann, als sie von den jungen Herrn und von dem Modefrauenzimmer in allen Ländern getrieben wird. Sie hat aber schon so viel komisches, daß sie, selbst nach meinem System, nicht oft Ansprüche aufs Theater machen muß.

Was Sie mir die Ehre erzeigen, in Ihrem letzten Briefe von der Königinn Christina zu sagen, scheinet mir sehr richtig zu seyn. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Ehre zu herrschen ihr weit geringer geschienen, als die Ehre, dem Reiche zu entsagen, und daß sie geglaubet, durch die Verlassung des Thrones sich weit über die Helden wegzusetzen, welche alles angewandt haben, sich einen Thron zu erwerben und auf demselben zu behaup-

haupten; wenn Sie Sich aber erinnern wollen, was wir ehemals über die wahre Ehre gesaget haben, so werden Sie eingestehen, Gnädiger Herr, daß Christina solche nicht kannte, da sie ihr Vaterland verließ und die Verbindungen ihrer Geburt vernichtete, um in der Welt ohne Absicht, ohne Stand, und ganz gewiß ohne die Belohnung, welche sie sich von ihrem Opfer versprochen hatte, herumirrete. Ich habe die Ehre

Stockholm, den 2 März 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Ich glaube mit Ihnen, mein Herr, und es ist unwidersprechlich, daß Christina die wahre Ehre nicht gekannt hat; sie wollte aber, wie ich in meinem letzten Briefe erwehnet, bekannt seyn, und daß man von ihr reden sollte. Sie war überzeugt, daß sie nach einer

sol-

solchen Handlung alles würde thun können, was sie nur wollte, ohne einigen Widerstand befürchten zu dürfen. Sie schickte Bothschafter und Abgesandten ab; sie mischte sich in die Bündnisse, sie bot ihre Vermittelung an, und mengte sich in die Friedensunterhandlungen. Am mehresten aber befremdet es mich, daß die Fürsten von ihr, wie von den übrigen Regenten Gesandten annahmen, bis endlich Frankreich den Anfang machte, die Uebrigen hierin aus dem Irrthum zu helfen. Das mag für heute genug seyn. Uebrigens bin ich in Ansehung der Schauspiele Ihrer Meynung. Ich bin

Den 10 May 1760.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Sie kennen, Gnädiger Herr, die grossen Eigenschaften Gustav Adolphs, und Sie haben sie oft mit mir bewundert. Vielleicht aber

aber ist es Ihnen bisher unbekannt gewesen, daß er mit allen diesen heroischen Tugenden, mit der seltenen Gabe zu herrschen und zu befehlen, welche ihm in einem so hohen Grade eigen war, noch die Kenntnisse und die Talente eines Gelehrten verband. Man hat eben eine Schrift von seiner Arbeit öffentlich bekannt gemacht, welche, ich weis nicht durch was für ein Schicksal, so lange Zeit unbekannt geblieben ist, und sowohl in Ansehung der Betrachtungen, als der Schreibart, der besten Feder unsers Jahrhunderts Ehre machen würde. Da Sie Selbst dies vortrefliche Stück gelesen haben, so sage ich weiter nichts davon. Ich will blos die Ehre haben anzumerken, daß es durch alle Beweise, deren die historische Gewißheit bedarf, bestätiget ist, daß der grosse Gustav nur siebenzehn Jahre alt gewesen, als er es aufgesetzet hat. Die besten Geschichtschreiber des Alterthums, Livius und Polybius, die er würklich anführet, waren ihm also schon gut bekannt, und da diese Schriftsteller damals noch in keiner lebenden Sprache übersetzt waren, so

muste

muste ihm die lateinische Sprache eben so geläufig seyn, als seine eigene. Daraus kann man auf die vortrefliche Erziehung schliessen, die Er muß gehabt haben, und daß sie nicht blos auf die Bearbeitung seines Geistes müsse eingeschränkt gewesen seyn, weil sich in dieser Schrift fast keine Zeile findet, die nicht eine wahre Frömmigkeit und alle Neigungen eines glücklichen und tugendhaften Karakters blicken liesse. Ich mache diese Anmerkungen mit Vergnügen, Gnädiger Herr, da ich weiß, daß Sie das gröste Vergnügen an allem finden, wodurch der Ruhm dieses Helden, den Sie lieben, vergrössert werden kann, und ich bin auch nicht damit unzufrieden, hier anmerken zu können, daß Sie diesen Helden lieben. Es ist der erste Schritt zur Ehre, wenn man an den grossen Männern würklich Antheil nimmt, welche sich Ruhm erworben haben, und es ist gewiß wahr, was Tacitus anmerket, daß Ehre und Tugend den Bösen anstößig sind, weil sie den Unterscheid so sehr sichtbar machen, welcher für sie ein so

gros-

grösser Vorwurf ist *). Ich habe die Ehre zu seyn

Den 11 May 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Es ist wahr, mein Herr, man kann Gustav Adolph nicht genug bewundern: Ich glaube sogar, daß ihm Niemand gleich gekommen. Er war der vollkommenste Mensch, ein grosser König, ein guter Vater, sanft und leutselig gegen seine Unterthanen, tapfer; mit einem Worte, er vereinigte in sich alle Tugenden eines Königs und einer Privatperson. Er regierte nicht lange, aber viele Könige haben in einer langen Regierung das kaum gethan,

---

*) Etenim gloria & virtus infensos habent, ut nimis ex propinquo diversa arguens. *Tacit.* Ann. IV, 31.

gethan, was er in einer kurzen Zeit that. Von seinen Feinden genöthiget sich zu vertheidigen, dringet er den Polen den Frieden ab und zwinget sie ihn einige Zeit in Ruhe zu lassen. Von da kommt er nach Deutschland, nicht Eroberungen zu machen oder Ruhm zu erjagen, sondern seine unterdrückte Religion zu vertheidigen und die ihr zugethanen Fürsten zu unterstützen. Fast allein trägt er die ganze Last des Krieges. Er erleget seine Feinde, er kommt um und sterbend sieget er noch. Welche Kette von schönen und grossen Handlungen! Selbst seine Feinde waren gezwungen ihn zu bewundern, und unter uns ist sein Andenken noch heilig. Welche Ehre! Sein Beyspiel muß gewiß die Menschen zur Nachahmung reizen. Ich bin

Den 14 May 1760.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Indem ich vor einigen Tagen verschiedene von Ihren vorhergehenden Briefen wieder nachlese, Gnädiger Herr, finde ich einen, womit Sie mich beehret, den ich aber nicht beantwortet habe. Er betrift die Freundschaft, sein Inhalt scheinet mir übrigens auch ganz richtig zu seyn, ich finde aber eine Beschreibung des Heroismus darin, worüber ich mir die Erlaubniß nehmen werde einige Anmerkungen zu machen. Sie sagen, der Heroismus sey eine Vereinigung aller der Tugenden, die den Menschen sanft, gefühlvoll und großmüthig machen. Ich räume ein, Gnädiger Herr, daß diese Tugenden allemal zum Begrif des Heroismus gehören, ich glaube aber, daß noch mehrere erfordert werden,

ihn vollständig zu machen. Man kann sanft, voll Empfindung, großmüthig seyn, ohne noch ein Held zu seyn. Die Großmuth enthält oder setzet zwar die mehresten dieser Tugenden voraus, welche wir verlangen, wenn wir Jemand diesen rühmlichen Titel bewilligen sollen; allein diese nicht zu erschütternde Standhaftigkeit in allen rechtmäßigen Dingen, dieser bewährte Muth in den augenscheinlichsten Gefahren, diese Geduld für Gerechtigkeit, Vaterland und Religion alles zu ertragen; diese erhabene Tugenden können sich bey einem sonst großmüthigen Menschen nicht finden, sie sind das nothwendige Erbtheil des Helden. Die Griechen, von denen wir dies Wort geborget haben, gebrauchten es anfangs nur, Menschen, deren Ursprung man für göttlich hielt, damit zu bezeichnen; Menschen, deren Tugenden äusserst glänzend waren, und wovon man glaubte, daß die Menschlichkeit sie nicht erreichen könnte. Da wir von den griechischen Fabeln zurückgekommen sind, haben wir doch den Gebrauch beybehalten solche Menschen Helden zu nennen,

welche

welche sich durch hervorstechende Handlungen über den Rest der Sterblichen erheben. Es dünkt mich also, Gnädiger Herr, daß es bey dem richtigen Begriffe des Heroismus nicht sowohl auf die Vereinigung gewisser Tugenden ankomme, als vielmehr auf die höchste Stuffe, auf das Erhabene, wenn ich mich so ausdrücken darf, aller der Tugenden, die den Menschen und den Bürger unterscheiden. Nach dieser Beschreibung, Gnädiger Herr, ersuche ich Sie, mir zu sagen, welche Sie in der alten und neuern Geschichte finden, die den Titel eines Helden mit dem beßten Rechte verdienen. Ich habe die Ehre zu seyn

Drottningholm den 15 May 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie fragen mich, mein Herr, was ich für welche finde, die den Namen eines Helden am mehresten verdienet haben. Ich will Sie mit dem größten Vergnügen befriedigen, da das Studium der Geschichte mir unendlich angenehm gewesen ist. In Griechenland hat Aristides sich dieses glorreichen Namens durch seine Mäßigung würdig gemacht. Aus Athen ward er vom Volke durch den Ostracismus verbannet. Ein Bürger, der ihn nicht kannte, bat ihn seinen Namen auf eine Muschelschaale zu schreiben. Er that es, und diese Handlung und noch viele andere erwarben ihm den Beynamen des Gerechten. Die römische Geschichte liefert uns so viele Helden, daß es zu weitläuftig seyn

würde sie alle zu nennen. Camill ist einer von denen, von welchen wir die schönsten Handlungen wissen; er unterwarf verschiedene Völker den römischen Gesetzen; anstatt der Belohnungen aber, die er erwarten konnte, ward er verwiesen, und als ein öffentlicher Feind behandelt. Weit entfernet sich zu rächen, als Cariolan, kam er Rom zu Hülfe, das von den Galliern belagert ward, schlug diese Völker am Fuß des Capitols und befreyete sein Vaterland. Scipio Africanus bewies nicht weniger Mäßigung, als er die gefangene Prinzeßinn ihrem Liebhaber mit aller gemachten Beute zurückgab. Die neuere Geschichte ist nicht so reich an Helden, ich glaube aber, daß die, welche man darin findet, die Alten übertreffen. Als Ludwig XII. König von Frankreich, auf den Thron gestiegen war, rieth man ihm die Beleidigungen zu rächen, welche ihm als Prinz wiederfahren waren; Er antwortete hierauf: ein König von Frankreich beahnde nicht, was dem Herzoge von Orleans geschehen sey. Nichtsdestoweniger wird er von Heinrich IV. übertrof-

troffen, er war der beßte König den Frankreich gehabt hat. In Schweden haben Gustav I. und Carl Gustav ihr Andenken durch glänzende Handlungen verewiget; aber Gustav Adolph bleibt der größte Mann, der je gelebet: groß im Frieden, noch grösser im Kriege, vereinigte er alle die schönsten Tugenden der Helden, und übertraf sie alle. Dies sind diejenigen, mein Herr, welche durch ihren Muth, noch mehr durch die Empfindungen ihres Herzens den Namen der Helden verdienet haben. Leben Sie wohl, ich endige hier meinen Brief, der vielleicht schon zu lang geworden. Ich bin

Den 17 May 1760.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Verschiedentlich, Gnädiger Herr, haben wir schon den wunderbaren Widerspruch, der sich zwi-

zwischen der Aufführung und der Sprache der Menschen findet, bemerkt und beklagt; mich dünkt aber, daß ich es noch nicht deutlich genug gemacht habe, wie rührend und beleidigend dieser Widerspruch in Ansehung des Artikels von der göttlichen Vorsehung sey, die alle Christen in ihrem Glaubensbekenntnisse annehmen und beständig durch ihr Mistrauen, durch ihre Klagen und durch ihre Unruhe leugnen. Ich könnte mich leichtlich in besondere Umstände einlassen, die uns von der Wahrheit meiner Anmerkung überzeugen würden; ich glaube aber, daß es nöthig sey, meine Begriffe von derjenigen Vorsehung, wovon wir hier reden, vorher festzusetzen. Ich werde hier nicht die verschiedenen Meynungen erwehnen, welche selbst Christen über ihre Natur und Würkung von Zeit zu Zeit geheget haben. Sie wissen, Gnädiger Herr, daß es Philosophen gegeben hat, welche, um eine desto grössere Idee von der Grösse des Höchsten Wesens zu erregen, behauptet: daß Gott mit den Vorgängen in der Welt sich nicht befasse, weil die besonderen Umstände des Lebens und der Existens einzel-

ner Geschöpfe kein würdiger Gegenstand der Aufmerksamkeit und Vorsorge des Schöpfers seyn würde, nachdem er einmal alles nach seiner unendlichen Weisheit angeordnet, die Welt und alle Arten von lebenden und unbelebten Wesen darin erschaffen und einer jeden Art das Vermögen sich wieder hervorzubringen und auf ewig zu erhalten gegeben habe. Ich bitte Sie, Gnädiger Herr, mir zu sagen, was Sie von dieser Philosophie denken, und ob Sie solche, nicht mit unserm Glauben, denn das ist ausser Streit, sondern mit der Güte und Macht des Wesens selbst übereinstimmig halten, dessen Hoheit und Majestät man dadurch beweisen will. Ich habe die Ehre zu seyn

Drott-

Drottningholm, den 25 May 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie legen mir eine Frage vor, mein Herr, die viel Aufmerksamkeit erfordert, und von grosser Wichtigkeit ist. Gott ist das vollkommenste und beste Wesen. Er hat uns erschaffen, erstlich zu seiner Ehre, und dann zu unserer eigenen Glückseligkeit. Nach dieser Beschreibung des höchsten Wesens und diesem Grunde unsers Seyns, ist es leicht, Ihre Frage zu beantworten. Gott hat uns durch die Schöpfung der Welt seine Güte und grosse Macht gezeiget. Es war ihm leichter, alle diese Begebenheiten und alle Wesen, welche die Welt ausmachen, von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende zu ordnen, da er sie alle voraussahe, als sie zu erhalten

und allemal handeln zu lassen. Der Ausweg aber, den er gewählet hat, ist seiner Güte weit angemessener, und zeiget weit mehr seine Macht, und lässet dabey dem Menschen seinen freyen Willen, der ihm sonst würde benommen seyn. Sie sehen also, daß unser Glaube mit der Grösse, Macht und Güte Gottes übereinstimme. Ich bin

Ekholmsund, den 29 May 1760.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Gnädiger Herr!

Da ich in Eur. Königl. Hoheit Eigenthum bin, und in Ihrem Schlosse wohne, so halte ich es für meine Schuldigkeit, Sie meines Respects zu versichern, und Ihnen von meiner Beschäftigung Rechenschaft abzulegen. Ich habe diesen Morgen mit dem neuen

Gärt-

Gärtner die ganze Gegend durchstrichen, welche jetzo verändert und verschönert werden soll. Es kommt mir vor, als wenn dieser Mann seine Kunst sehr wohl verstehe, und ich glaube, daß Eur. Königl. Hoheit an ihm eine glückliche Wahl getroffen haben. Er hat mir in dem Plan, welcher von Paris gekommen ist, verschiedene Anlagen gezeiget, die des unebenen Bodens wegen ohne unermeßliche Unkosten in der Ausführung unmöglich seyn würden. An ihrer Stelle hat er mir andere vorgeschlagen, die den doppelten Vorzug haben, daß sie weit weniger kostbar sind und dem Ganzen aller Theile eine Abänderung geben, welche bey solchen Werken allezeit das erste Verdienst ist. Ich habe also kein Bedenken gefunden, diese Veränderungen zu billigen, jedoch mit dem Vorbehalt, den Rath der besten Kunstverständigen einzuholen, bevor ich die Arbeit anfangen lasse, und Sr. Königl. Majestät Befehle, welche mir dazu nothwendig sind, erbitte.

Uebrigens glaube ich, Gnädiger Herr, Ihnen mit Zuversicht versichern zu können, daß

Sie

Sie, wenn alles wird ausgeführet seyn, die schönsten, wohlgeordnetesten, reizendsten und geräumigsten Gärten in ganz Schweden besitzen werden. Mit vielem Gelde würden Sie vielleicht in drey oder vier Jahren das Vergnügen haben, die Arbeit ziemlich gefördert zu sehen, da ich aber weiß, daß es nicht Ihr Wille ist, die Arbeit durch dies Mittel zu zwingen, so werden Sie Sich zu einiger Gedult entschliessen müssen, die auch in Ihrem Alter nicht so schwer ist, als in jedwedem anderen. Bey dieser Gelegenheit kann ich mich nicht enthalten, einen Gedanken zu beantworten, den der berühmte Menschenfreund seiner Nation mitgetheilet hat, der aber bey uns von einem weit grösseren Gewicht ist, als in Frankreich oder in einem andern Lande. „Wie kann, sagt er, das Interesse des Staats und selbst der Menschlichkeit es zulassen, daß man blos seinem „Vergnügen einen Theil des Erdreichs aufopfert, das Menschen hervorbringen und ernähren könnte?„ Ich bin gewiß der erste, der die Gründlichkeit dieses Gedankens fühlet,

let, und den klaren Grundsätzen, worauf er gebauet ist, Beyfall giebet, weil aber die Rede von der Bevölkerung des Erdbodens ist, so müssen wir auch nicht vergessen, daß die Menschen, die ihn bewohnen, sollen regieret werden. Es müssen also auch Grosse, Fürsten und Könige in der Welt seyn, und folglich muß man Unterscheidungen zugeben. Alles, was die Könige und ihre Wohnungen umgiebt, muß von der Grösse des Staats, den sie vorstellen, zeugen. Die Römer, welche in den schönsten Zeiten der Republik dem Luxus so feind waren, suchten allem, was dem Publicum angieng, eine Grösse und Pracht einzuprägen *). Ich trage also kein Bedenken, Gnädiger Herr, ein Stück von Ihrer Wiese abzunehmen, und damit Ihre Gärten zu erweitern und zu verschönern. Diese Regel aber, der ich für Sie folge, halte ich sonst für alle übrige Einwohner dieses Reichs schädlich und verderblich. Dies ist einer

*) Odit Populus Romanus privatam luxuriam, publicam magnificentiam diligit.
Cicero.

einer von den seltenen Fällen, in denen der Regent nicht verbunden ist durch sein Beyspiel zu lehren.

Drottningholm, den 1 Junius 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Mit vielem Vergnügen, mein Herr, habe ich Ihren Brief von Ekholmsund erhalten. Die Lage dieses Gutes ist eine der schönsten, die man in Schweden findet, und wenn die Gärten werden vollendet seyn, wird sie noch schöner werden. Es ist aber noch eine Gegend, welche mir zur Anlage des Schlosses noch vorzüglicher scheinet. Dies ist eine Anhöhe nahe bey der Brücke, wo ehemals, wie Sie mir gesaget haben, ein alter Pallast gestanden hat, der zur Zeit der Königinn Christina noch vorhanden war, und den sie ih-

rem

rem Günstlinge, dem Grafen Tott, schenkte. Dieser Graf ließ das alte Schloß niederreissen, und in einer grossen Entfernung von dem alten das Haus aufführen, welches noch stehet. Er ließ auch schöne Gärten anlegen, die wegen ihrer vielen Wasserkünste prächtig waren. Aber durch die Nachläßigkeit der Eigenthümer sind alle diese Verschönerungen so sehr verfallen, und die Gärten in einem so elenden Zustande, daß ein sehr grosses Geld würde erforderlich seyn, wenn sie wieder in ihren vormaligen Stand sollten gesetzet werden. Bey dem allen ist es Schade, daß dieses Gut so weit von Stockholm entfernet ist, wodurch es für mich fast gar keinen Nutzen hat; es kann mir fast zu nichts als einem Jagdhause dienen. Um der Hauptstadt herum giebt es keine so schöne Lage, welche der Ekholmsundischen entspräche. Inzwischen glaube ich, daß die Gegenden um Drottningholm in fünf oder sechs Jahren sehr schön seyn werden. Die Arbeit, welche die Königinn zur Verschönerung dieser Insel anwenden lässet, wird sie zum schönsten Aufent-

enthalte in Schweden machen, und Ihr Andenken verewigen, und ich bin gewiß, daß man zu Ihrer Ehre schon würde Monumente errichtet haben, wenn dies zu den Zeiten der Römer geschehen wäre. Ich bin

Den 6 Junius 1760.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Es ist sehr gewiß, Gnädiger Herr, daß man, und selbst unter solchen, die gut schreiben, einen sehr verschiedenen Stil findet, und daß es, ausser der Verschiedenheit, welche aus dem abzuhandelnden Gegenstande entspringet, noch eine andere giebt, die blos aus dem Geiste und der Denkungsart des Schriftstellers entspringet. Der Briefstiel, zum Beweis, macht eine ganz besondere Art aus, der seine Regeln und seine Schönheiten für sich hat,

hat, so wie der oratorische Stil, der historische u. a. Und wie viele Briefe giebt es nicht, so gar berühmte, geschätzte und als Muster angeführte Briefe, die sich gar nicht der Schreibart nach, worin sie geschrieben sind, gleichen. Die Manier des einen kann uns also mehr gefallen, als die Manier des andern, ohne dadurch den grossen Mustern, die wir in dieser Art haben, zu nahe zu treten, wir können zwischen der Frau von Sevigne und ihrer Tochter, der Frau von Grignan, dem Fontenelle, der Frau von Maintenon und anderen, wählen, welche uns die angenehmsten sind, und allemal kann die Wahl, auf welchen sie auch fällt, gerechtfertiget werden. Da ich weiß, Gnädiger Herr, daß keine Art der Litteratur Ihren Untersuchungen und Betrachtungen entwischet, und ich also auch nicht zweifele, daß Sie nicht über den Briefstil sollten nachgedacht haben, so bitte ich Sie, mir zu sagen, wem Sie in dieser Art, welche den Menschen überhaupt nützlicher ist, als irgend eine an-

dere, den Vorzug geben? Ich habe die Ehre zu seyn

Den 14 Junius 1760.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

In meinem letzten Briefe, Gnädiger Herr, hatte ich die Ehre, mit Ihnen von dem Briefstil zu reden. In Erwartung Ihrer Antwort, die ich noch nicht erhalten habe, werde ich heute eine Frage berühren, welche damit in naher Verwandtschaft stehet. Gehöret der Briefstil zu denen Sachen, welche ein König, ein regierender Fürst kennen, worin er sich üben müsse? Hat er nicht zu allen Arten von Geschäften, die ihm vorkommen können, Minister? Werden nicht durch sie alle seine Befehle, alle seine Willensmeynungen einem jedweden, von was für einem Stan-

Stande er auch seyn mag, und dem sie angehen, bekannt gemacht? Wenn er Privatbriefe zu schreiben nöthig findet, hat er nicht dazu seine Kabinetsecretaire, denen blos ein solcher Briefwechsel oblieget? Was können endlich für Fälle vorkommen, da ein König genöthiget wäre, selbst die Feder zu ergreifen, und desfalls er, in den Jahren seiner Erziehung, seine Vergnügungen unterbrechen und die Augenblicke seiner Musse der sauren Arbeit aufopfern müste, Briefe zu schreiben, blos in der Absicht, sich darin eine Geschicklichkeit und Leichtigkeit zu erwerben? Ich gestehe, Gnädiger Herr, daß diese Einwürfe mir wichtig genug geschienen haben, untersuchet zu werden. Ich liebe die Ruhe meines Gewissens, und ich würde gewiß dereinst Gewissensbisse fühlen, wenn ich sollte überzeuget werden, daß es unnütz sey, wenn ein Fürst sich schriftlich auszudrücken verstehe. Wie vieler verlohrner Stunden würde ich mich nicht in Ansehung Ihrer schuldig gemacht haben? Sie können besser, als irgend Je-

 mand,

mand, meine Zweifel über diese Sache heben, und darum ersuche ich Sie demüthigst.

Drottningholm, den 15 Jun. 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Ich finde die Frage, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe vorlegen, sehr leicht zu entscheiden. Ohne Zweifel, mein Herr, muß ein Fürst es verstehen, selbst einen Brief schreiben zu können. Dieses ist ihm bey sehr vielen Vorfällen höchst nothwendig, wo er sehr verlegen seyn würde, wenn er sich eines Secretärs bedienen sollte. Da es überdem einem Fürsten oblieget, alles gut machen zu wollen, was er machet, und der Briefstil ihm nothwendig ist, wie wir gesehen haben: So sind die Stunden folglich sehr gut angewandt, welche er braucht, sich darin vollkommen zu machen. Ich gestehe, daß diese

Uebung

Uebung im Anfange nicht die angenehmste ist, allein ihr Nutzen und das Vergnügen das sie uns nachhin gewähret, bezahlen die Mühe reichlich, die wir darauf verwandt haben. Dies ist, mein Herr, meine Meynung über die Frage, die Sie mir vorgelegt haben. Ich hoffe, sie werde mit der Ihrigen übereinstimmen. Ich bin

Den 22 Junius 1760.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Ich gestehe Ihnen, Gnädiger Herr, daß mir nach Ihrem letzten Briefe keine Zweifel über die Sache, die wir bisher abgehandelt haben, übrig geblieben sind; Es sind aber neue in mir erwachsen, um deren Aufklärung ich Sie ersuchen muß. Ist ein Fürst, welcher es für nöthig hält, daß er sich schriftlich

auszudrücken wisse, noch zu mehrerem verbunden, muß er sich in den Regeln des Stils unterrichten lassen, muß er sich die Fehler zeigen lassen, die er begehen kann, muß er es lernen, wie er sie vermeiden soll? Wäre es nicht genug, daß er schriebe, um sagen zu können, er habe geschrieben? Und könnte man wohl ein Recht haben, sich zu wundern, wenn sein hundertster Brief noch eben dieselben und eben so viele Fehler enthielte, als der erste? Ich weiß wohl, daß eine Privatperson, die das thäte, für sehr nachläßig und unachtsam würde gehalten werden, indem sie die Absicht erreichen wollte, ohne die Mittel zu gebrauchen, und den Grundsätzen widerspräche, welche sie in ihren Aeusserungen zu behaupten sich zur Ehre rechnete. Allein die Fürsten haben vielleicht andere Rechte; Sie kennen solche, Gnädiger Herr, ich bitte Sie, mir davon einen richtigen Begriff zu machen. Diese Materie, die für uns beide so wichtig ist, kann nicht genug ins Licht gesetzet werden. Ich habe die Ehre zu seyn

---

Drottningholm, den 22 Jun. 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Wann ich mich recht erinnere, mein Herr, so habe ich in einem meiner Briefe gesaget, „daß „ein Fürst von dem Verlangen beseelet seyn „müsse, alles gut zu machen, was er machet.“ Da wir nun gesehen haben, daß ein Fürst müsse schreiben können, so muß er es auch so gut machen wollen, als es möglich ist; er muß allemal das Verlangen haben, die übrigen Menschen zu übertreffen. Aus dieser Ursache muß er sich von den Regeln des Briefstils unterrichten, er muß die Fehler anmerken, die er begehen kann, um künftig nicht wieder darin zu verfallen. Es ist sehr leicht einen Brief zu schreiben, aber es ist sehr schwer, einen guten Brief zu schreiben, und dem ungeachtet giebt es viele Leute, die

es nach den Regeln thun. Dies ist für die Prinzen noch ein Grund mehr, der sie bewegen muß, es hierin zur Vollkommenheit zu bringen. Dies ist meine Meynung über die Frage, mein Herr, die Sie mir vorgeleget haben. Ich bin

Den 28 Junius 1760.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Ich falle Ihnen vielleicht mit meiner Neugierde beschwerlich, Gnädiger Herr, da ich Sie mit mancherley Gegenständen unterhalte, und Ihre Meynung darüber zu wissen wünsche. Heute ist es mir eingefallen, Sie zu fragen, ob Sie glauben, daß man mit vielem Witze, mit einer grossen Leichtigkeit etwas zu erlernen, mit einer lebhaften Einbildungskraft, mit einem erstaunlichen Gedächtnisse

nisse ein grosser Mann, oder blos ein Mann von grossem Verdienste werden kann, wenn man mit allen diesen seltenen Eigenschaften weder einige Anwendung, noch den geringsten Geschmack an der Arbeit verbindet? Ich weiß wohl, daß dieser Gegenstand zu einer grossen Abhandlung Stof geben könnte, wenn man ihn erschöpfen und in sein volles Licht setzen wollte. Allein ich werde mich mit wenigerem begnügen, und ich werde sehr vergnügt seyn, wenn Sie mir nur mit wenigen Worten sagen wollten, was für einen Preis Sie auf die Liebe zur Arbeit setzen, auf diese Unverdrossenheit, auf diesen Eifer der Seele, der Ruhe, Vergnügen, und selbst den Schlaf aufopfern lässet, um eine unersättliche Begierde nach Kenntnissen und Unterricht zu befriedigen? Vielleicht hat es grosse Männer gegeben, die träge, und in ihre Bequemlichkeit, Schlaf und dem Vergnügen nichts zu thun, verliebt gewesen; gerne wollte ich sie kennen, um sie zu bewundern. Ich, meines Theils, habe in der Geschichte und in der Welt nur solche Menschen grosse Dinge ausrichten sehen, welche ihre Bequemlichkeit ver-

achteten, die wenig schliefen, sehr geschäfftig waren, und viel arbeiteten. Allein, Gnädiger Herr, ich wünsche Ihre Meynung hierüber zu erfahren, und nicht die meinige vorzulegen. Ich schliesse also mit der Bitte, Jemanden nicht zu vergessen, der allemal mit Ihnen sehr beschäfftiget ist, wo er auch seyn mag.

Drottningholm, den 13 Julius 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Ich habe Ihren Brief vom 28sten des verwichenen Monaths mit vielem Vergnügen erhalten. Ich finde, mein Herr, daß die Frage, die Sie mir vorlegen, sehr leicht aufzulösen sey, weil ich mit Ihnen einerley Meynung bin. Verstand ohne Kenntnisse ist würklich nichts. Zwar kann man in der

grossen

grossen Welt glänzen, aber nimmermehr kan man dem Vaterlande nützlich werden ohne Einsichten, und diese kann man ohne viele Mühe nicht erlangen. Und nichts scheinet mir so erniedrigend zu seyn, als wenn man von Sachen reden höret, die man nicht verstehet. Sie sehen also, daß ein anhaltender Fleiß einem jedweden nothwendig wird, der sich in der Welt hervorthun will. Cåsar, August, Heinrich IV, Gustav, haben ihre Namen nur durch viele Arbeit und Fleiß so groß und so berühmt gemacht. Leben Sie wohl, mein Herr, ich bin versichert, daß Sie einerley Meynung mit mir seyn werden. Ich bin

---

Drott-

Drottningholm, den 29 Jul. 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Ob ich heute gleich keinen Brief von Ihnen erhalten habe, mein Herr, so kann ich doch nicht unterlassen, an Sie zu schreiben. Ich habe in diesen Tagen die Henriade des Herrn von Voltaire wiederholt gelesen. Der Karakter Heinrichs IV. ist darin mit aller der Schönheit und Stärke geschildert, die dem Genie dieses Schriftstellers eigen sind. Ich kann diese Stelle nicht genug bewundern: „Er „wurde der Ueberwinder und der Vater seiner „Unterthanen.“ Und auch diese schöne Stelle: „Der durch grosse Arbeiten zu regieren ler„nete; der, furchtbar und sanft, zu überwin„den und zu verzeihen wuste.“ Diese letztere zeiget die grosse Seele und die Gnade Heinrichs IV. in ihrer ganzen Weite. Der zweyte, fünfte,

fünfte, siebente und achte Gesang haben mich am mehresten gerühret. Die prächtige und zugleich fürchterliche Beschreibung der St. Bartholomäusnacht, der Ermordung Heinrichs III, und endlich die Hinabfahrt zur Höllen und das Gemälde vom Tempel des Schicksals sind, meiner Meynung nach, Meisterstücke. Der Karakter **Ludwigs** XIV. und die Geschichte seiner Regierung, welche der heilige **Ludwig** erzählet, sind sehr schöne Stellen. Die Karaktere der Kardinäle **Richelieu** und **Mazarin**, und des Herzogs von **Burgund**, dessen Eigenschaften für Frankreich alles hoffen liessen; endlich die Schlacht bey Ivri, deren prächtige Beschreibung der achte Gesang enthält, weichen den übrigen an Schönheit nicht. Ich habe mich vielleicht zu lange bey einem so berühmten Gedichte aufgehalten, allein das Vergnügen, das es mir gemacht hat, ist die Ursache, daß ich Sie in Ermangelung anderer Materien damit unterhalten habe. Leben Sie wohl, mein Herr, ich endige hier meinen Brief, der schon zu lang geworden. Ich bin

1760.

1760.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Es ist mir sehr leid, Gnädiger Herr, daß Sie in einem Posttage keinen Brief von mir erhalten haben: Da aber diese Misrechnung, welche ich für einen Fehler erkenne, mir einen Brief verschaffet hat, womit Sie mich den 29sten Julius beehren wollen, so setze ich sie unter die glücklichen Fehler, die man nach dem Erfolge nicht gerne ungeschehen machen mögte. Ihre Bewunderung der Henriade scheinet mir sehr gegründet zu seyn. Heinrich IV. verdiente einen solchen Mahler, und der Herr von Voltaire hatte vielleicht einen solchen Helden vonnöthen, um sein Genie ganz zu entwickeln. Der besondere Umstand, daß dieser Held erst durch die Waffen ein Reich erobern muste, zu dem die Geburt ihm ein

ein Recht gab, hat einen grossen Theil der Schönheiten dieses Gedichts hervorgebracht, besonders die so sehr auffallende Gegenbilder der Standhaftigkeit und Sanftmuth, der Tapferkeit und Gnade, Tugenden, deren Heinrich gleich nöthig hatte, seine Unterthanen sich zu unterwerfen und ihre Zuneigung zu gewinnen, nachdem er sie unterwürfig gemacht hatte. So bewundernswürdig aber auch die Schilderung von dem Karakter und von der Regierung Heinrichs IV. in dem Gedichte seyn mag, welches seinen Namen führet, so will ich doch zu meinem Unterrichte diesen grossen und guten König weit lieber aus den Nachrichten des Sülly und Perefixe, und selbst aus der Prose des Herrn von Voltaire kennen lernen, nemlich aus dem Theile seines Versuchs über die allgemeine Geschichte, welcher die Zeiten Heinrichs IV. betrifft. Man findet in diesen Geschichtschreibern viele der merkwürdigsten Züge aus dem Leben dieses Fürsten, welche in der Henriade keinen Platz finden konnten, unter andern seine Rede an die zu Rouen versammleten Stände, die der Herr von

Vol=

Voltaire der Ewigkeit würdig schätzet, und die, wenn man Heinrich IV. als König betrachtet, vielleicht von allem, was er gethan hat, am mehresten bemerkt zu werden verdienet, weil nichts so sehr seine Liebe zur wahren Ehre, und seine grosse Kunst, die Menschen zu beherrschen, beweiset. Nichts ist so gewöhnlich, als nach der Macht zu streben; aber nichts ist so groß, als diese Macht zu fürchten, und sich selbst Grenzen dabey zu zeichnen, aus Besorgniß, sie zu überschreiten. Nach Heinrich IV. findet man in den Jahrbüchern der Welt nur einen Gustav Adolph, der dieser Stärke des Geistes und der wahren Grösse fähig gewesen. Und hier bemerke ich mit einem wahren Entzücken, und allenthalben mögte ich es verkündigen können, daß Sie, Gnädiger Herr, diese beyden Könige am höchsten schätzen und eine vorzügliche Liebe zu ihnen tragen. Mein Brief ist schon so lang geworden, daß ich heute keinen neuen Vorwurf auf die Bahn bringen kann. Ich bitte Sie nur, ehe ich schliesse, daß Sie die Güte haben wollen, mich ferner von Ihrer Lectüre

zu unterrichten, wie Sie es in Ansehung der Henriade gethan haben.

Drottningholm, 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Ich habe Ihren Brief vom 31 Julii mit vielem Vergnügen erhalten. Sie bitten mich darin, mein Herr, Sie von meiner Lectüre zu unterrichten. Wenn Ihnen dies ein Vergnügen machen kann, so will ich sie befriedigen. Ich lese jetzt die Schwedischen Staatsunterhandlungen während der Gesandtschaft des Herrn Chanut unter der Regierung der Königinn Christina. Diese Nachrichten sind sehr wichtig. Der Herr Chanut war Abgesandter in Schweden zu der Zeit, da alles den größten Fortgang in Deutschland hatte, und noch nach dem west-

phälischen Frieden, das ist, in dem Zeitpunkt, als Schweden und Frankreich fast dem ganzen Europa Gesetze vorschrieben, indem sie dem Oesterreichischen Hause widerstanden, das damals die furchtbarste Macht war. Man findet in diesem Werke den Karakter der Königinn Christina, der einen Beweis von ihrem grossen Genie giebt. Endlich habe ich viele besondere Anekdoten von dem schwedischen Hofe darin gefunden. In diesen Tagen habe ich auch den Anfang der Regierung Eduards VI, Königs von England, in Larreys Geschichte dieses Reichs gelesen. Dieser junge Prinz gab grosse Hofnungen von sich, und ich bin gewiß, daß er sie noch übertroffen hätte, wenn der Tod ihn nicht in der Blüthe seiner Jugend weggerafft. Sein Genie glänzte schon in einem Alter hervor, in dem andere Menschen kaum anfangen zu denken. Schon im achtzehnten Jahre hatte er sich einen Ruhm erworben, den viele Fürsten in ihrem ganzen Leben nicht haben erwerben können. Kurz, er würde Eduard III. und Heinrich V, den beiden besten Königen, die England gehabt hat, gleich gekommen

men seyn, wenn er sie nicht gar übertroffen hätte. Es ist wahr, daß unter seiner Regierung grosse Ungerechtigkeiten begangen wurden, man muß sie aber dem Ehrgeize derer zuschreiben, die unter seiner Minderjährigkeit regierten. Er liebte die Wissenschaften und Künste, und schützte sie, so viel ihm möglich war. Es ist sehr traurig für die Menschlichkeit, daß ein Gustav Adolph, ein Heinrich IV, und ein Eduard VI. so selten kommen, und alle Jahrhunderte dagegen Tyrannen auftreten lassen, deren Namen schon Abscheu erregen. Leben Sie wohl, mein Herr, mein Brief ist schon zu lang, daß ich noch eine andere Materie anfangen könnte. Ich bin

1760.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Wenn man reiset, Gnädiger Herr, stellet man natürlicher Weise über die Reisen Betrach-

trachtungen an, und damit werde ich auch Sie heute zu unterhalten die Ehre haben. Wir leben in einer Zeit, wo alles reiset. Ein Schwede, ein Deutscher, der nur sein eigenes Land gesehen hat, wenn er die Mittel besitzet reisen zu können, ist jetzt eine eben so seltene Sache, als es vor hundert Jahren selten war, einen aus diesen Nationen zu finden, der mehr als sein Vaterland gesehen hatte. Der Nutzen und das Verlangen sich zu unterrichten, haben ohne Zweifel diese Gewohnheit hervorgebracht; die Mode hat sie beynahe zur Pflicht gemacht, und fast scheinet es, daß wir ihr diese unzählbaren Walfahrten zuschreiben müssen, die wir Deutsche, Schweden, und selbst Engländer, in unsern Tagen machen sehen. Sie durchstreichen die Welt in einem Alter, wo der Unterricht unmöglich der Zweck ihrer Wanderschaften und ihres Aufwandes seyn kann. Wenn es darauf ankäme, diese komische und unsinnige Mode lächerlich zu machen, so könnte ich es nicht besser thun, als wenn ich Ihnen, Gnädiger Herr, den Brief in Versen mittheilte,

wel-

welchen ein unbekannter Verfasser neulich herausgegeben hat, der mit einer zierlichen und fliessenden Feder alles zusammen gefaßt hat, was man vernünftiges und angenehmes über diese Sache sagen kann *) Da es aber unter uns nicht sowohl darauf ankommt, was auf die Menschen überhaupt Beziehung haben kann, als vielmehr, was den Prinzen, und besonders solchen Prinzen, die zur Regierung grosser Länder bestimmt sind, anständig sey, so wünschte ich wohl, daß Sie die Güte haben wollten, Ihre Gedanken, über die Nützlichkeit der Reisen in Betrachtung ihrer, mir anzuvertrauen. Beyspiele fehlen nicht, wenn wir auch die Sache aus diesem Gesichtspunkte ansehen wollen. Sowohl in entferntern als unsern Zeiten finden wir Fürsten, welche reiseten, und fremde Länder kennen zu lernen suchten, welches für ihre eigene Länder nicht allemal von gleichem Erfolg gewesen ist. Sie wissen dies, Gnädiger

*) Oeuvres du Philosophe de Sans-souci.

Herr, und ich zweifele nicht, daß Sie nicht manche Anmerkung darüber mir sollten mitzutheilen haben. Ich bitte Sie, es zu thun, und mir zu erlauben, daß ich Ihnen zum voraus meinen Dank davor abstatten dürfe.

Drottningholm, 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihren letzten Brief. Die Mode zu reisen, wovon Sie reden, scheinet mir eben so seltsam, als Ihnen. Die Absicht, warum man sie zuerst unternahm, war ohne Zweifel sich zu unterrichten, jetzt aber reiset man, um zu reisen, wie Sie sehr wohl bemerken. In eben diesem Briefe fragen Sie mich auch, ob ich glaube, daß das Reisen den Prinzen nützlich seyn kann? Man hat Gründe dafür

und dawider. Ein Fürst muß sein Land und das Volk lieben, worüber er dereinst herrschen wird; er muß wünschen, diesem zu gefallen, und es mit sich, so viel möglich ist, zu verbinden. Es ist aber nicht der Weg, geliebt zu werden, wenn man sein Land verläßt, um fremde zu sehen. Auf der andern Seite aber kann es einem Prinzen sehr nützlich seyn, zu reisen. Dadurch kann er sehr grosse und nutzbare Kenntnisse sich erwerben. Er kann sich viele Sachen bekannt machen, wovon er sonst nichts wissen würde. Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich weiß nicht, wozu ich mich entschliessen soll, da ich auf beiden Seiten Unbequemlichkeiten finde. Wenn ich aber alles erwege, so glaube ich, daß es einem Fürsten sehr nützlich seyn würde, wenn er auf die Art reisete, als der Czar Peter I. Er untersuchte alles mit den Augen eines Königs, der sich unterrichten, und alles, was er lernete, zu seinem Vortheil anwenden wollte. Leben Sie wohl, mein Herr, unsere Materie ist vieler Betrachtungen fähig, die ich aber

 weg-

weglasse, um nicht zu weitläuftig zu werden. Ich bin

August 1760.

Der Herr Graf Scheffer an Se. Königl. Hoheit.

Sie bemerken in Ihrem letzten Briefe ganz recht, Gnädiger Herr, daß es starke Gründe für und wider die Nutzbarkeit der Reisen in Ansehung der Prinzen gebe. Der entscheidentste Grund, der sie widerräth, ist, daß man auf Reisen gar zu leicht fremde Sitten annimmt, welche sich mit den Sitten seiner eigenen Nation nicht vertragen, und dieser mehrentheils verhaßt sind. Wie viele Kenntnisse, wie viele Einsichten kann man nicht dagegen durch wohl angewandte Reisen sich verschaffen? Die Welt ist das erste

erste unter allen Büchern, und dies Buch kann man nur unvollkommen studiren, wenn man gleichsam nur ein Blat daraus hat, das ist, wenn man von den unzähligen Völkern, die den Erdboden bewohnen, nur ein Volk kennet. Ich würde also völlig mit Ihnen einstimmig seyn, Gnädiger Herr, daß es sehr nützlich seyn würde, wenn die Prinzen, die bestimmt sind über Menschen zu herrschen, durch Reisen die Menschen kennen lerneten, und, indem sie die verschiedenen Völker das eine glücklicher, als die übrigen finden, sich richtige Begriffe von den wahren Ursachen dieser ungleichen Grade der Glückseligkeit bildeten. Allein ich gestehe auch, daß man zu dieser Absicht nur in einem Alter reisen müste, indem aus vielen anderen Ursachen die Reisen fast gar unmöglich werden.

Wie ich einsmal, Gnädiger Herr, in den Werken des Herrn **von Voltaire** die Betrachtungen las, welche dieser Geschichtschreiber über die Regierung der Königinn Elisabeth von England machet, wurde ich über

eine von diesen Betrachtungen sehr bestürzt, welche ich die Ehre haben will, Ihnen mitzutheilen, um Ihre Meynung darüber zu erfahren. Er sagt, indem er von der Königin spricht: „ihr Volk war ihr erster Liebling, „nicht, weil sie es würklich liebte, denn wer „liebet sein Volk? Sondern sie fühlte, daß „ihre Sicherheit und ihre Ehre davon ab„hiengen, es so zu begegnen, als wenn sie es „würklich liebete.“ Ich gestehe Ihnen, Gnädiger Herr, daß mir diese Stelle vieles Nachdenken verursachet hat. Doch will ich Ihrem Urtheil durch das meinige nicht vorgreifen, und desfalls ersuche ich Sie, alle Theile dieser Betrachtung wohl zu untersuchen, und mir zu sagen, was Sie von der Richtigkeit derselben halten.

Drottningholm, den 17 Aug. 1760.

Se. Königl. Hoheit
an
den Herrn Grafen Scheffer.

Sie theilen mir, mein Herr, in Ihrem letzten Briefe eine sehr merkwürdige Stelle aus der allgemeinen Geschichte des Herrn von Voltaire mit. Es befremdet mich nicht wenig, daß er diese Betrachtung über die Königinn Elisabeth für einen Lobspruch ansehen will, wofür ich sie gar nicht halte. Wie kann er wissen, ob diese Königinn ihr Volk nicht würklich liebete, da er selbst saget, sie hätte ihm begegnet, als wenn sie es würklich geliebet. Inzwischen will ich wohl glauben, daß Elisabeth so dachte. Aber der Herr von Voltaire äussert einen sehr sonderbaren Satz: „Ihr Volk war ihr erster „Liebling, nicht weil sie es würklich liebte; „denn wer liebet sein Volk?“ Ich bin versichert

sichert, daß Heinrich IV. seine Unterthanen aufrichtig liebte. Dies ist schon eine Ausnahme von des Verfassers Satze, und er hätte, nach meiner Meynung, anmerken sollen, daß es Könige gegeben, die richtig genug gedacht haben, die zu lieben, worüber sie herrscheten. Ich will nur den Bruder eben dieser Königin von England, von welcher wir reden, Eduard VI. nennen. Er weinete, wenn er ein Todesurtheil unterschreiben sollte. Ich könnte noch drey oder vier andere Beyspiele anführen, welche auch diese Betrachtung bestreiten, ich glaube aber, daß die angeführten hinlänglich seyn können. Hier haben Sie, mein Herr, meine Meynung über diese Stelle des Herrn von Voltaire. Ich glaube, daß Sie damit einstimmig seyn werden. Ich bin

Den

Den 23 August 1760.

Der Herr Graf Scheffer
an
Se. Königl. Hoheit.

Ich bin völlig Ihrer Meynung, Gnädiger Herr. Ich glaube, daß es möglich sey, sein Volk aufrichtig zu lieben, und daß der Herr von Voltaire sowohl seinen Verstand als sein Herz verunehre, wenn er in dieser Wahrheit einen Widerspruch findet. Jemanden lieben, heisset nichts anders, als ein Vergnügen an seinem Glücke finden. Hält der Herr von Voltaire diese Neigung für unmöglich, so bedaure ich ihn, daß er sie nicht kennet, und ich bewundere ihn, daß er ihre Würkungen so schön zu mahlen gewust. Wenn aber, wie es wahrscheinlich ist, dieser berühmte Schriftsteller würklich jemals geliebet hat, so ist der Zweifel sehr sonderbar, ob man sein Volk lieben könne. Sollte er vielleicht glauben, daß die Liebe nur einen einzelnen Gegenstand haben könnte, und daß es unnatürlich sey, ein gan-

ganzes Volk zu lieben? Wenn aber dieses seyn sollte, so könnte ein Vater eben so wenig seine ganze Familie lieben. Alle Menschen werden sich gegen einen so unnatürlichen Satz auflehnen. Tausend Hausväter und Hausmütter werden beweisen, daß sie nicht allein ein jedes einzelne Kind lieben, sondern auch, daß sie für sie alle zusammen genommen diese innere Regung, diese Zärtlichkeit, das Vergnügen fühlen, das man nur mit dem Worte lieben ausdrücken kann. Ein König ist der Vater seines Volks. Der vortrefliche Erzbischof von Cambrai, welcher die Pflichten der Könige besser, als sonst jemand auf der Welt, gekannt und gelehret hat, lässet seinen Mentor zu dem Sohn des Ulysses sagen: „Liebet „euer Volk als eure Kinder, schmecket das „Vergnügen, von ihnen geliebet zu werden.“ Das ganze Volk kann also als eine Familie angesehen werden, der König ist der Vater davon, warum sollte es unmöglich seyn, diese Familie zu lieben, für sie alle die Regungen der Zärtlichkeit zu fühlen, die ein Vater für seine Kinder fühlet? Die guten Könige wis-

sen,

sen, daß dieses nicht so schwer ist. Heinrich IV, den Sie Selbst anführen, Gnädiger Herr, sagte oft zu seinen Hofleuten: „Der „Landmann müsse alle Sonntage ein Huhn „ans Feuer setzen können.“ Dieser Ausspruch, der aus dem Herzen floß, beweiset, daß dieser gute König sein Volk nicht blos aus Gründen liebte, sondern daß er würklich väterliche Gesinnungen für diese seine Kinder hegete. Ich wiederhole also, daß es mir unbegreiflich ist, wie der Herr von **Voltaire** bey der Königin **Elisabeth** den Satz anbringen können, „daß „die besten Könige mit ihren Völkern um„giengen, als wenn sie solche liebeten, daß es „ihnen an dieser Empfindung selbst aber feh„le.“ Seine Exclamation bey dieser Gelegenheit scheinet mir eine wahre Beleidigung für alle Könige, selbst für alle Menschen zu seyn; denn man kann, ohne König zu seyn, eine wahre Liebe für ein ganzes Volk hegen, das ist, man kann von ganzem Herzen sein Glück wünschen, und Vergnügen daran finden, wenn man es glücklich siehet.

Dies

Dies sind, Gnädiger Herr, sehr lange Betrachtungen, aber ich schmeichle mich, daß Sie zugeben werden, daß die Natur dieser Untersuchung mir nicht erlaubet habe, kürzer zu seyn. Uebrigens, da ich weiß, daß Sie das unsterbliche Werk des Herrn Fenelon gelesen haben, welches ich eben angeführet, so zweifele ich nicht, Sie werden Sich das reizende Bild erinnern, das man darin von den Sitten der Creter, und von den Gesetzen des Minos, ihres Königs und Gesetzgebers, findet. Erlauben Sie mir zu fragen, ob Sie glauben, daß ein Volk mit solchen Gesetzen und mit solchen Sitten bey der jetzigen Beschaffenheit von Europa sich erhalten könnte, und ob es jetzo eben die Achtung geniessen würde, welche die Creter unter den griechischen Völkern sich erworben hatten? Ich habe die Ehre zu seyn.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brief-Wechsel zwischen Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Gustav von Schweden und ... Grafen von Scheffer

Greifswald 1772

Epist. 122
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402346-7
VD18 14411423-001